Neckers

nachgelassene Handschriften,

herausgegeben

von

seiner Tochter, der Madame

von Stael.

Aus dem Französischen.

Rostock,
bei Karl Christoph Stiller.
1806.

I.

Ueber die Gesetzgebung im Betreff des Getraides und über den Handel mit demselben.

Der Gesetzgeber soll die Wahrheit suchen. Erfüllt mit heiligem Schauer beim

*) Vor etwa dreissig Jahren schrieb mein Vater sein allgemein bekanntes Werk über die Gesetzgebung im Betreff des Getraides und über den Handel mit demselben; im verflossenen Jahre aber nachfolgendes Stück, welches, dünkt mich, über diesen unter einer allgemeinen Ansicht betrachteten Gegenstand ganz neue Ideen vorbringt.

Anmerk. der Herausgeberin.

Anblick des Guten, was er thun kann, und zu versuchen wagt, soll er sich durch den Gedanken über die mannigfaltigen Beweggründe erheben, welche die Gesellschaft in Thätigkeit setzen, soll sie in ihrem ganzen Umfange überschauen, und in sein Wohlthun alle durch Hochmuth und leere Anmaßungen getrennte Stände der Bürger des Staats zusammenfassen. Vor allen soll er der Beschützer jener Menschenmenge sein, die keine Redner hat, ihre Klagen zu schildern, deren Leiden man studiren muß, weil sie ihre Stimme nur in der Noth erheben, die nur den gegenwärtigen Augenblick sehen, denen man nur durch Vorsorge nützen, und deren Glück man durchaus nicht auf einen solchen Grad heben kann, das man von ihnen bemerkt wird, oder ihre Dankbarkeit genießt, von denen aber ohne Aufsehn

und Belehrung Druck und Elend abzuwehren, so süß ist.

Findet zuvörderst, man betrachte die Sache moralisch oder nach Empfindungen, eine Gleichung statt zwischen tausend Bürgern, welche umkommen, und hundert tausend, deren Zeugung erst im Werke ist? Der Mensch ist es, welcher das Glück kennt, und welcher leidet, der Mensch ist es, welcher am Leben hängt, und darauf Verzicht leisten muß, er ist meines Gleichen, mit ihm bin ich in Verbindung getreten, für ihn sind die Gesetze gemacht; sie legen den Menschen nicht die Verbindlichkeit auf, sich auf der Erde zu vermehren, aber sie bestrafen den, der tödtet, mit dem Tode; und ich kann mich nicht zu jenem kalten Mitleiden des Geistes für künftige Geschlech-

ter verstehen, welches unsere Herzen dem Angstgeschrei der Tausenden von Unglücklichen, die um uns sind, verschließen muß.

Und nun noch ein Wort von dieser sonderbaren Rechnung zu sagen, selbst wenn man sie nicht anders, als mit der Genauigkeit gründlicher Wissenschaften untersuchen dürfte, selbst wenn die jetzigen und künftigen Menschen nur gleich dem X in der Algebra wären, so wäre der Satz, den man aufstellt, dennoch falsch; denn man muß nicht allein die tausend Menschen, welche durch die Korntheurung umkommen, mit einem künftigen Zuwachs der Bevölkerung vergleichen, sondern man muß dem Untergange dieser Tausend noch das Elend von zehn Millionen anderer hinzufügen, welche dem Tode nur durch Leiden ents-

rinnen, so wie den Schmerz einer gleichen Zahl, die, als Zuschauer, von den Qualen des Mitgefühls gefoltert werden, oder in der Mitte einer von Mangel und Theurung bestürmten Gesellschaft in steter Unruhe leben.

Von allen Aufmunterungen, deren der Ackerbau fähig ist, scheint diejenige ohne Widerspruch die am mindesten zweckmäßige zu sein, welche durch Vertheurung der nothwendigsten Lebensmittel bewirkt wird; denn diese Aufmunterung kann nicht anders, als auf Kosten des Glücks der Menge, und der allgemeinen Ruhe statt finden, ist, aufs genaueste entwickelt, einer übermäßigen, strengen Kopfsteuer gleich, welche für den Augenblick der ganzen arbeitenden Klasse zum Vortheil aller Eigenthümer aufgelegt

wird. Dieses Verfahren würde indessen minder drückend sein, als jenes, weil man die Gränzen desselben einsehen lernen, und der Mißbrauch durch seine Evidenz aufhören würde; allein erhöhen die Eigenthümer den Preis der Lebensmittel, und weigern sich zugleich den Lohn der Arbeiter zu erhöhen, so erhebt sich zwischen diesen beiden Klassen der Gesellschaft ein heimlicher, aber furchtbarer Kampf, wobei sich die Zahl der Unglücklichen nicht berechnen läßt, worin der Starke den Schwachen unter dem Schutz der Gesetze unterdrückt, und der Mensch, der von seiner Hände Arbeit lebt, unter der Last der mit dem Eigenthum verbundenen Vorrechte erliegt.

Als das Brod einen mäßigen Preis hatte, ernährte der Handwerker seine Familie, und legte noch etwas zum Ersatz

für kranke Tage zurück. Steigen die Preise allmählig, so muß er diesem heilsamen Ersparniß entsagen, muß vielleicht die gewohnte Kost seiner Kinder verringern, muß sein Herz gegen ihre Thränen verschließen, oder muß sich selbst der zur Erhaltung seiner Kräfte gehörigen Nahrung berauben. Kurz, die Gewalt des Eigenthümers nimmt zu, so wie das Brod im Preise steigt; denn sobald der Handwerker oder Landmann nichts mehr zurücklegt, kann er nicht mehr disputiren; sondern muß heute arbeiten, in der Angst, morgen zu sterben, und bei diesem Kampf des Eigennutzes zwischen dem Eigenthümer und dem Arbeiter setzt der eine sein Leben und seine Familie, und der andere bloß eine Verzögerung der Zunahme seines Luxus aufs Spiel.

Wiederholen wir hier kurz den Gang dieser Vertheurung, und ihre Wirkung auf die bestimmten Ausgaben des Souverains und auf die Auflagen.

1. Steigen des Preises der Lebensmittel und der Handarbeit.

2. Augenblicklicher Gewinnst für den Eigenthümer der Lebensmittel und für die arbeitende Klasse wegen des zur Bezahlung der Auflagen bestimmten Theils ihrer Einkünfte.

3. Leiden der Rentiers, der Gehalt Genießenden, der Soldaten, Matrosen, und aller der Menschen, die für eine bestimmte Besoldung in Diensten des Staats stehen.

4. Früher oder später eintretende Nothwendigkeit für den Souverain, die Besoldungen zu vermehren.

5. Leerer Raum im Schatze durch diese Vermehrung der Ausgaben.

6. Nothwendige Erhöhung der Abgaben, um diesen leeren Raum auszufüllen, und

7. vermöge dieser neuen Auflage Vernichtung des augenblicklichen Gewinnstes, den die Vertheurung der Lebensmittel und der Handarbeit dem Eigenthümer und der arbeitenden Klasse gewährten.

Die Wahrheiten aufs äußerste zu treiben, um sie in Irrthümer zu verwandeln, ist die große Manier in der politischen Oekonomie. Es giebt keine, welche diese Probe aushalten könnte, und der Grund davon ist ganz einfach: alle Handelspunkte stehn mit einander in Beziehungen, und diese Beziehungen selbst beruhen auf Umständen, welche die Natur angeordnet hat, und welche keiner großen

Abweichung fähig sind. Man kann zum Beispiel als ausgemacht annehmen, daß es dem Interesse des Staats gemäß ist, alle Produkte ausländischer Industrie zu verbannen. Denn vergleicht man die Fruchtbarkeit des Bodens von Frankreich mit der Fruchtbarkeit anderer Länder, die Fähigkeiten seiner Bewohner mit den Fähigkeiten anderer Menschen, so wird man bald die Beschränkung der Oekonomie gewahr, welche die auch aufs Höchste getriebene ausländische Industrie uns darzubieten hat, und es wird einleuchtend, daß diese Oekonomie die Aufopferungen von Geld und Leuten, welchen das Königreich durch solchen Handel ausgesetzt wäre, wieder gut zu machen nicht im Stande sein würde. Aber nehme einmal vorzugsweise in einem Lande von Europa die Natur des Menschen und des Bodens durch

ein Wunder eine andere Beschaffenheit an, so daß es tausend Ellen Zeug für zwei Maaß (Septier) geben könne; dann wird unser Raisonnement mit der Zerrüttung der Welt sich ändern.

Der Mensch, ohne eine andere Hülfsquelle, als seine physische Stärke geboren, ist gezwungen, sie, sobald sie sich entwickelt, dem Dienst der Eigenthümer zu opfern, und so fortzufahren von dem Augenblick, wo die Sonne erwacht, bis zu dem, wo diese verbrauchte Stärke durch den Schlaf wieder hergestellt werden muß.

Wo ist neben diesem energischen Gebrauch des Eigenthums, das durch die Konkurrenz der Menschen, welche arbeiten müssen um zu leben, so gut bedient wird, wo ist der Augenblick, in dem sie sich belehren können? Mögten die Eigen-

thäner sie ernähren, ohne den ganzen Tag ihren Diensteifer zu fordern; mögten sie ihnen zugleich Bücher und Lehrer geben; dann wird dieses Volk über den öffentlichen Flor urtheilen können, wird vielleicht durch das Studium einer ökonomischen Rechnung einsehen, daß man desto glücklicher ist, je höher das Brod im Preise steht. Bis wir dahin kommen, ist seine Unwissenheit unser Werk; in diesem Betracht müssen wir es schonen, und uns nicht erbittern, wenn zufälliger Weise die einzige Empfindung, welche diese Menschenklasse haben kann, der einzige Vortheil, den wir ihr gelassen haben, unsere Gebühr verlezt.

Schön ist die Idee für einen Souverain, auf das Unglück seines Volks Acht zu haben, weil die Klagen desselben

ohne Kraft sind, und weil es ihm so leicht sein würde, es zu unterdrücken.

Wie? der Repräsentant der Gesellschaft könnte das Volk zwingen, sein Leben zur Vertheidigung des Staats auf das Spiel zu setzen, er könnte es zwingen, das Feuer, welches dem Hause des Reichen droht, zu löschen, und dürfte nicht für den Unterhalt desselben sorgen, nicht Gesetze geben, die ihn sichern, nicht übermäßige Preise fürchten; dürfte nicht, wenn es in seiner Macht stände, vorbeugen, nicht Schranken setzen dem Mißbrauch des Eigenthums gegen die Dürftigkeit, der Stärke gegen die Schwäche?

Wie wenig darf man gewissen allgemeinen Wörtern trauen! Je umfassender ihr Sinn, desto leichter verleiten sie zum Irrthum, weil man sich nicht entschließen

kann, ihnen eine Ausnahme aufzulegen. Oft weicht man dieser sogar aus, wenn man sie gewahr wird: so geneigt ist man, alle seine Ideen unter einfache Beziehungen zu klassificiren, so gern findet man neben der Anstrengung Ruhe, und so leicht ist es, Proseliten zu machen, wenn man ihnen versprechen kann, daß sie mit Hülfe von zwei oder drei Grundsätzen zur Einsicht der abstraktesten Materien gelangen sollen. Allein die Architektur der Gesellschaft versagt sich diese, unserer Trägheit so willkommene Einheit der Mittel und Einfachheit der Begriffe.

Sind die dem Menschen theuresten Ideen mit den Wörtern: Eigenthum, Freiheit verbunden, so kann man zugleich dem Mißbrauch dieser Wörter die größten Uebel zurechnen.

Um euer Eigenthum im Frieden und im Kriege zu sichern, verlangt die Gesellschaft weiter nichts von euch, als ein Vorrecht bei dem Tausch, den ihr mit den überflüssigen Früchten eures Bodens gegen Arbeit zu machen gezwungen seid; und dessen weigert ihr euch? Ist euer Rang denn im Himmel geschrieben? Habt ihr euer Landgut von einem benachbarten Planeten geholt, und könnt ihr es dahin zurückbringen? Welche Stärke besitzt ihr denn, die ihr nicht der Gesellschaft verdankt? Ihr seid im Besitz derselben vermöge einer allgemeinen Uebereinkunft, und diejenige, welche die Eigenthümer berechtigte, über die nothwendigsten Lebensmittel, deren sie selbst nicht bedürfen, nach ihrem Gefallen zu verfügen, konnte auch von ihnen fordern, daß sie den National-Aufkäufern ein

Vorrecht ließen. Dieser Zwang ist keine Verletzung der Gesetze des Eigenthums; er ist nur eine Bedingung, wie so viele andere in der Gesellschaft, welche zum gemeinen Wohl Begünstigungen und Vorrechte einschränkt.

Macht die Gesellschaft Gesetze, welche die Lebensmittel im Lande festhalten, oder ihren Preis herabsetzen, so thut sie sehr unrecht; aber erlaubt sie nicht zu jeder Zeit die Ausfuhr des Getraides, unterwirft sie die öffentliche Ordnung nicht der blinden Laune der Freiheit, so handelt sie sehr weise, und die Eigenthümer werden den Ackerban nicht vernachlässigen, weil sie zuweilen in dem Fall sich befinden sollen, nur mit einer Nation von vier und zwanzig Millionen Menschen Handel pflegen zu können, und zum Markt nur ein Königreich von sieben und

zwanzig tausend Quadratmeilen nebst einigen Kolonien zu haben.

Durch Uebertreibung entstellt man alles. Zuerst verwechselt man die Wichtigkeit des Eigenthümers — eine leicht zu erfüllende Funktion — mit der Wichtigkeit des Landguts; dann die unbegränzten Begierden dieses Eigenthümers, die nur ihn interessiren, mit der hinreichenden Genugthuung, welche die Gesellschaft interessirt. Nach dieser Verwechselung macht man aus dem unbedeutendsten Einfall der Eigenthümer ein öffentliches Idol, das man im heiligen Namen des Ackerbaues anbeten soll. So leitet das erste Räsonnement von der Wahrheit ab, und führt zu großen Irrthümern, je weiter man seine Anwendung ausdehnt, und je mehr man Schlüsse an Schlüsse reiht. Mir fallen dabei die

Kinder ein, welche mit verbundenen Augen auf ein Ziel losgehen: sobald sie erst von der Linie, die sie dahin zu führen vermag, ausweichen, entfernen sie sich nun bei jedem Schritt immer weiter von demselben.

Fragt diesen Menschen, der pflügt, fragt diesen Haufen von Schnittern, denen man den möglichst geringsten Lohn giebt, ob sie Theurung der Lebensmittel wünschen. Könnten sie lesen, so würden sie mit Erstaunen gewahr werden, daß man in ihrem Namen jene Theurung herbeiwünscht. Ein großer Mißbrauch ist es, daß das Mitleiden mit dem Volk dazu dienen muß, die Vorrechte der Eigenthümer zu verstärken. Fast heißt dies die Kunst jener furchtbaren Thiere nachahmen, welche an den Ufern von Asiens Flüssen die Stimme

der Kinder annehmen, um die Menschen zu verschlingen.

Die meisten Grundsätze sind weder umfassend, noch absolut. Freiheit, Eigenthum, Handel, hohe Preise, Geld, Ackerbau und alle andern Losungswörter, unter welche man alle ökonomischen Verbindungen zwingen will, sind alle einer gehörigen Einschränkung gleich bedürftig. Das Gute und das Böse, die Wahrheit und der Irrthum hängen von dem Grade der Weisheit oder der Uebertreibung ab, welche man den Ideen verleiht, und da ein einziger Ausdruck nie diese Modifikationen und Nuancen bezeichnen kann, so läuft man jedes Mal wenn man den Vertheidiger eines ausschließlichen Worts oder Grundsatzes macht, große Gefahr, sich zu täuschen und das Ziel zu verfehlen. Dieses Verfahren überlasse man Leuten, die

nach Größe strebend, und sie ahnend, ohne Kraft zu besitzen, in ihren Händen die Zügel der Welt halten wollen, ohne sich anzugreifen.

Will man dadurch, daß man zeigt, ein unveränderliches Verbot der Ausfuhr des Getraides habe seine Nachtheile, beweisen, beständige freie Ausfuhr sei das beste System, so heißt das eben so viel, als wenn man sagt: die schwarze ist die traurigste von allen Farben, folglich ist die weisse die angenehmste.

Nichts offenbart mehr eine Kindheit der Ideen, als diese Manier. Zuerst mußten die Menschen alle Wahrheiten in ihrer Meditation durch auffallende Gränzen von einander scheiden; so wie aber ihr Geist sich vervollkommnete, so wie er durchdringender und lenksamer wurde, vermannigfaltigten sich die Gegenstände ih-

rer Beobachtungen, vermehrte sich ihre Fähigkeit, sie zu unterscheiden. Nun bemerkten sie große Verschiedenheiten, wo sie zuerst nur Einförmigkeit erblickten, Gleichheiten, wo sie Kontraste wahrgenommen hatten; und um diese neuen Entdeckungen zu bezeichnen, nicht um der Schwäche nachzugeben, sind gemessene Ausdrücke eingeführt.

Die öffentliche Meinung ist mächtiger und erleuchteter, als das Gesetz; mächtiger, weil sie allenthalben gegenwärtig ist, weil sich ihre Herrschaft in der Gesellschaft bis in den Schooß der Familien erstreckt; erleuchteter, weil, wenn das Gesetz nur das Werk eines einzigen Menschen, der dem Irrthum unterworfen war, sein kann, die öffentliche Meinung das Resultat des Nach-

denkens von Nationen und Jahrhunderten ist. Diese Ueberlegenheit der öffentlichen Meinung ist besonders in einem monarchischen Staat bemerkbar, weil, da die Glieder der Gesellschaft nicht an der Aufstellung der Gesetze Theil haben, sie die Meinung aus allen Kräften unterstützen, sie zum Repräsentanten ihrer Wünsche und Gedanken machen, und ihr ein Tribunal errichten, das Achtung gebietet, obgleich es weder Soldaten noch Straßen-Polizei hat, aber weil es mit unumschränkter Gewalt über zwei Haupttriebfedern der vollkommnern Gesellschaft, über Ansehn und Verachtung, verfügt.

Einmal durch, dem Nationalinteresse zuwiderlaufende Spekulationen, erregter Unwille ist in der öffentlichen Meinung daurend; dann entspringt aus einem vernünftigen Gedanken ein unrichti-

ger; wie derjenige welcher gegen den Kornhandel im Allgemeinen eifert, da doch dieser Handel der Gesellschaft oft Vortheil bringt. Aber wie kann man von Leidenschaften und Vorurtheilen eine Unterscheidung fordern, welche oft der Meditation der Denk- und überlegungfähigsten Köpfe entgeht? Nicht in der Theorie, sondern in der Praxis des Kornhandels muß man eine deutlich ins Auge fallende Gränzlinie zwischen Freiheit und ihren Mißbrauch ziehen. Ohne diese Vorsicht wird dieser Handel seine Gesetze nur immer von der öffentlichen Meinung erhalten, und diese Meinung das, was unterschieden werden muß, verwechseln; denn ihre Macht, die so oft heilsam ist, hat auch zuweilen ihre Nachtheile. Selten hält sie bei ihren Beschlüssen das Maaß, selten bleibt sie stehen, wo es

sein muß; der Stoß dessen sie bedarf, um eine Macht zu werden, und Hindernissen zu widerstehen, treibt sie fast immer jenseits des Ziels hinaus; ihre Heftigkeit muß ihr zur Stütze dienen, und ihre Uebertreibung zur Publicität; aber dann übersteigt ihre Wirkung ihre Pläne. Sie wollte nur den Geiz bekämpfen, und setzt die Sparsamkeit in ein lächerliches Licht; sie wollte nur die Freimüthigkeit ehren, und macht die Bedachtsamkeit verdächtig; sie wollte nur die Feigheit brandmarken, und verdunkelt die Klugheit; sie wollte den Alleinhandel herabsetzen, und macht den Handel überhaupt verächtlich. Man möchte sagen die öffentliche Meinung könne nur durch Ueberschreitung ihres Maasses auf die Sitten wirken, und sei gleich den Nordwinden, welche nur durch Ungestüm und Heftigkeit die Luft reinigen.

Jeder macht die Klasse, wozu er gehört allgemein geltend. Die Eigenthümer gelangen am Ende zu der Ueberzeugung, daß sie allein den Staat bilden.

Diese Neigung, den Zirkel, worin man sich befindet zu erweitern, paßt auf alle Gegenstände, und kann überall wahrgenommen werden. Versteigt sich der Mensch weit mit seinen Nachdenken, so setzt er das Universum aus Geschöpfen, die ihm gleichen, zusammen; lenkt er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Erde, so hält er sich für den einzigen Bürger derselben, und rechnet jene für Glück und Unglück empfänglichen, aber mit einer andern Gestalt, als die seinige, begabten Wesen für nichts; beschränkt sich sein Blick bloß auf die Menschheit, so macht er aus seiner Farbe eine privilegirte Klasse, der Weisse nennt sich den Herrn,

und hält den Schwarzen für einen Skla=
ven. Eben diesen Geist erblickt man im
Innern der Gesellschaft: der Adeliche, der
Reiche, der Krieger, die obrigkeitliche
Person, jeder dehnt den ihm und seinem
Stande zugemessenen Raum aus, die
Irrthümer vervielfältigen sich, man ge=
wöhnt sich nach und nach, zu glauben,
das Land sei für die Stadt, die Stadt
für den Hof, das Reich für den Souve=
rain gemacht, und die Eigenthümer rüh=
men im Namen des öffentlichen Wohls
ganz treuherzig alle Gesetze, welche nur
für sie aufgestellt sind.

Es scheint, als wenn der Gesetzge=
ber es dunkel gefühlt habe, daß die un=
eingeschränkte Freiheit des Kornhandels
bald vortheilhaft, bald nachtheilig wer=
den könne; da er sich aber von dem Au=
genblick, wo der Nutzen aufhörte, und

von dem, wo der Mißbrauch seinen Anfang nahm, nicht genaue Rechenschaft gab, so mußte diese Ungewißheit nothwendiger Weise zu unvollkommenen Vorsichts-Maaßregeln führen, welche das Uebertriebene durch Nachsicht auszugleichen zwangen, und in der Stille die öffentliche Meinung aufforderten, damit sie selbst die Schranken setzen mögte, welche das Gesetz, zu bestimmen, nicht gewagt hatte.

Dieser Geist der Gesetzgebung ist weniger weise, als zaghaft; das heißt muthlos machen und erlauben, anfeuern und zurückhalten. Ist die öffentliche Meinung vernünftig, so muß das Gesetz damit übereinstimmen; ist sie dem Wohl der Gesellschaft zuwider, so darf sie weder befestigt, noch unterhalten werden. Zweifel, Ungewißheit und Furcht müssen das Nach-

denken des Gesetzgebers bestürmen; aber nur erst, nachdem dieser Sturm durch die Entdeckung und das Gefühl der Wahrheit gestillt ist, muß das Gesetz gegeben werden; denn es muß frei und bestimmt sein, wie der Gehorsam.

Aus der Ungewißheit über seine Rechte, dem Gefühl einer Ungerechtigkeit, dem Anblick einer Partheilichkeit sprudelt unaufhörlich eine bittere Quelle, die leicht auszutrocknen wäre, wenn man alle willkührlichen Verfügungen aufhöbe, welche die Nothwendigkeit nicht gebietet. Die Subalternen, denen stuffenweise die öffentliche Gewalt anvertrauet ist, befehlen mit solchem Wohlbehagen, daß man sie des höchsten Grades von Leichtsinn und Unbedachtsamkeit mit Recht beschuldigen kann; aber will man die Nachtheile davon kennen lernen, so muß man seine Auf-

merksamkeit nicht allein auf die Zahl der Mißbräuche richten, sondern man muß auch, wo möglich, den Umfang der Unruhe ermessen, die alle Gewaltshandlungen, deren Gründe nicht bekannt sind, erregen; so sind die Steuer, der Hofdienst, die Miliz, Quellen von Leiden. Dem launenhaften Willen der Menschen vertraue man nur dasjenige an, was man dem Zufall überlassen will, und dem Zufall vertraue man nichts an, als was man durch Einbildungskraft und Hoffnung zu vergrössern und zu vervielfältigen wünscht. So würde das Volk am glücklichsten sein, dem die willkührliche Gewalt nur aus Zügen des Wohlthuns bekannt wäre; denn je weniger es dann diese Gewalt begriffe, je weniger es den Gang und die Mittel derselben einsähe, desto mehr würde seine ungebun-

dene Einbildungskraft zu seinem Glücke beitragen.

Stände an der Spitze der Staatsverwaltung stets ein Mann, dessen umfassendes Genie alle Umstände zu übersehen vermögte, dessen kräftiger, lenksamer Geist seine Pläne und Willensmeinungen jenen gemäß einzurichten verstände, der mit feuriger Seele und kalter Vernunft ausgerüstet, leidenschaftlich nach dem Guten strebte, und ruhig seine Mittel wählte, der, ein Unbestechlicher und einsichtsvoller Richter über die Rechte der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, mit fester Hand das Gleichgewicht zwischen ihren Anmaßungen zu halten wüßte, der einen richtigen Begriff von dem öffentlichen Wohl sich bildend, es ohne Uebereilung beförderte, und, die Leidenschaften der Menschen als eine Frucht der Erde be-

trachtend, seinen Gang nach dem der ewigen Natur abmäße, und sich nur ein Gemählde der Vollkommenheit aufstellte, um seinen eigenen Muth anzuspornen, nicht, um sich durch Hinderniße zu erbittern: zu einem solchen könnte die Gesellschaft sehr weise sagen: wir ziehen deine unwandelbaren Einsichten bleibenden Gesetzen vor; sorge du für unsere Bedürfnisse und für den Seegen unserer Felder; untersuche von innen und aussen, was uns nützen kann; gestatte, verbiete, beschränke die Ausfuhr unsers Getraides nach dem reichlichen Ertrag des Jahres nach den Gesetzen anderer Nationen, nach dem Stande der Politik, nach unserm Charakter; erwäge mit Sorgfalt, und sprich aus mit Weisheit, und da es ausser der Macht des Menschen ist, die Umstände, welche die Natur wandelbar schuf, bestän-

dig zu machen, so werde das Gesetz, was aus deinen Ueberlegungen hervorgeht, alle Jahre erneuert, damit es stets mit unserm höchsten Glück im Einklang sei.

Aber welch ein Schirm gegen die Unvollkommenheit eines bleibenden Gesetzes ist die Unvollkommenheit der menschlichen Natur! Welch ein schimärisches System, welches nur dann Kraft besäße, wenn Tugenden und Einsichten stets denen, welche regieren, zu Theil würden! Würden die Bedingungen, welche wir forderten, nur vorübergehend erfüllt, welche Last für einen Mann! Und welch ein Muth müßte ihm nicht inwohnen, wenn er den rastlos sich erneuernden Schwierigkeiten bloß entgegenzusetzen hätte, was sein Nachdenken ihm an die Hand giebt, wenn er die Ereignisse auf sich nehmen, und in der öffentlichen Meinung Gewährs-

mann für alles werden müßte, während die wichtigsten Umstände ausser den Gränzen seiner Macht liegen, und er zum Richter eine blinde, unbändige Menge erwarten muß, die ihre Leiden immer dem gewalthabenden Mann zurechnet, ohne je mit ihrem Nachdenken bei den Gesetzen der Natur, und bei den von der Harmonie der Gesellschaft unzertrennlichen Ungemächlichkeiten zu verweilen! Himmel! gäbe es einen Staatsverwalter, der im Stande wäre, die das Getraide betreffenden Gesetze auf eine dem Wohl des Staates gemäße Art unaufhörlich abzuändern, und der den Muth bei dieser Unternehmung nicht verlöre, dessen Tugenden wäre man es vielleicht schuldig, ihn vor einer gleichen Klippe zu sichern.

Wer bloß, um seiner Eigenliebe genugzuthun, schriebe, der mögte sich

darauf beschränken, die Nachtheile eines vollkommen freien Getraidehandels zu zeigen, und das Unzureichende und Gefahrvolle der Grundsätze, woranf man ihn gründet, zu entwickeln; er mögte es ungewiß lassen, ob er die Mittel kenne, oder nicht, welche die von ihm bezeichneten Mißbräuche verhüten könnten, und ob er einen schicklichen Weg durch eine solche Zahl von Hindernissen anzuweisen im Stande sei. Wirft man aber seine Blicke auf die ungeheuren Gegenstände der Staatsökonomie, denkt man über diejenigen nach, welche wesentlich zum Glück der Menschen zu gehören scheinen, so stellen sich das Interesse der Eigenliebe, die Berechnung eines kleinen Ruhms so nichtswürdig dar, daß man erröthen würde, ihnen auch nur die leichteste Aufopferung zu machen; und nun gehorcht

man ferner nicht den kleinlichen Rathschlägen: nein, dem eifrigen Verlangen, der süßen Hoffnung, Nutzen zu wirken, überläßt man sich gerne und ganz.

In allen Wissenschaften, bei allen Entwürfen giebt es Scharlatane. Die Richtigkeit seiner Ideen glaubt man durch das Einfache seiner Mittel, das Kühne seiner Pläne durch das Gewagte seiner Auskunftswege überzeugend darzuthun. Zuweilen affektirt man wohl gar desto mehr Zuversicht und Leichtigkeit, je schwankender man in seinen Vorsätzen, Urtheilen, in seinem Muth, und in seinen Kenntnissen ist; man wird von dem Bewußtsein seiner eigenen Schwäche gepeinigt, und man sucht andere zu hintergehen und sich selbst zu täuschen.

Läßt man sich von den Arbeiten eines Aristoteles, eines Büffon abschrecken, so bringt man alle Wirkungen der Natur unter zwei oder drei allgemeine Kombinationen, und verwirft mit der Zuversichtlichkeit eines Mannes, der alle studiert hat, alle Modifikationen. Ist man unfähig, die Zergliederungskunst des menschlichen Körpers zu fassen, und mit Beobachtungsgeist die verschiedenen Krankheiten, denen er unterworfen ist, zu betrachten, so stellt man ein Elixir auf, das alle Uebel heilen soll. Hat man selbst keine Neuigkeit in der Gesellschaft zu berichten, so erhebt man doch seine Stimme und spricht entscheidend ab, wenn jemand eine erzählt. Versteht man nichts von der Zerrüttung der Finanzen, so räth man zu Papiergelde, oder zu einer einzigen Auflage, und hat man die Lust verloren,

die abstrakten Grundsätze der Staatsökonomie zu studiren, so predigt man entweder Freiheit oder gänzliche Einschränkung.

Mit Hülfe dieser von einer ehrsüchtigen Eitelkeit erfundenen Kunst, giebt man zuweilen seinen Ideen einen trügerischen Schein von Größe. Vor allen aber wird erfordert, daß man sich bei der Untersuchung des Kornhandels, gegen diese glänzende Schwachheit verwahre. Man muß entweder darauf Verzicht leisten, sich mit dem Glück des Volks zu beschäftigen, muß aufhören, sich für die Aufrechthaltung der innern Ruhe und des Flors des Staats zu interessiren, oder man muß als Vermittler zwischen den beiden Extremen, stetes Verbot, oder stete Freiheit auftreten. Die Sprache, welche nur einfache Begriffe oder auffallende Objekte

kräftig ausdrückt, und die Trägheit des Denkvermögens, dem diese Manier behagt, sind eben so viel Hindernisse, die aus dem Wege geräumt werden müssen; allein welche Abneigung man auch bei den Menschen gegen alle Ideen gewahr werden mag, die durch die Wörter, ausgenommen, bis dahin, zuweilen, und durch so viele andere matte, farbenlose Ausdrücke dargestellt werden, die der Aufmerksamkeit keine Ausbeute gewähren, so muß man es dennoch wagen, sich mit Verzichtleistung auf Ruhm dieser abgemessenen Ideen zu befleissigen, wenn man bedenkt, daß das höchste Interesse einer Nation davon abhängen kann, und vor allen, wenn man sie im innersten seines Herzens, als die einzigen Bilder der Wahrheit, betrachtet.

Ein schöner Gedanke ist es, alle Menschen zur Untersuchung nützlicher Wahrheiten aufzufordern, und ein Zeichen von Größe, es zu gestatten. Aber mögen doch alle, die sich bei dieser edlen Versammlung einfinden, es nimmer vergessen, daß es Wahrheiten giebt, welche sich nach der Art, womit sie untersucht werden, in Irrthümer verwandeln. Besonders trifft diese Verwandlung leicht diejenigen in der Staatsökonomie, welche mit der Verwaltung zusammenhängen; sie bestehen aus einer Menge von Stralen, die man nicht anders erkennen kann, als wenn man sie in seinem Nachdenken zusammen faßt. Aber die Kunst des Sophisten ist ein Prisma, das sie trennt und zersetzt; jedes Mal, wenn man sich ihrer bedient, vervielfältigt man nach Belieben die Irrthümer und Wider-

sprüche, und prägt den zerstreuten Thei=
len eines großen Ganzen leicht den Cha=
rakter und die Form ein, welche man
ihnen zu geben wünscht.

Nicht allein von der Gerechtigkeit der Souverains hängt ihre Wohlthätigkeit ab; nein, von ihren Talenten, von dem Umfange ihrer Einsichten, von ihrer Klugheit, ihrer beständigen Wachsamkeit, ihrer zärtlichen Unruhe, und von jener väterlichen Vorsorge, wovon das Gesetz der Gerechtigkeit schweigt, welche aber mit Feuerschrift in jedes für das Wohl der Menschheit schlagende Herz gegraben ist. O ihr, die ihr regiert! vergeßt es nimmer, daß die größte Zahl der Men=schen bei der Aufstellung der Gesetze nicht zugegen war, daß sie, zu ewiger Arbeit verdammt, nicht an der sich verbreiten=den Aufklärung Theil nimmt, daß folg=

lich ihre Schwäche und Hülflosigkeit rast-
los eure Vormundschaft auffordert. Die-
jenigen, welche einen Theil an den Gü-
tern der Erde haben, werden euch nur
um Freiheit und Gerechtigkeit bitten; die,
welche nichts besitzen, bedürfen eurer
Menschlichkeit, eures Mitgefühls, und
endlich politischer Gesetze, welche die Ge-
walt des Eigenthums gegen sie mäßigen,
und weil die engste Nothdurft ihr einziges
Gut, die Sorge es zu erhalten, ihr ein-
ziger Gedanke ist, so befördert ihr vor
allen durch weise Gesetze über das Getrai-
de ihr Glück, ihre Ruhe auf dem näch-
sten Wege.

Mäßigung ist die wesentlichste Be-
dingung jeder weisen Administration,
und jeder dauerhaften Gesetzgebung über
die Lebensmittel.

Ich weiß nicht, ob diese Mäßigung im Betreff der öffentlichen Meinung eben so glücklich ist. Was unser Gefühl uns, zu hassen treibt, stößt unser Verstand von sich zurück, und wenn man der Spur der Wahrheit folgt, ohne von derselben abzuweichen, wenn man sich auf ihrer sich krümmenden Straße hält, so gefällt man oft niemand. Es bedarf des Uebermaßes, wenn man hinreissen, eines weissen Federbusches, wenn man sich Folge verschaffen will. Die Menschen Klassifiziren alle Meinungen gern unter ein Losungswort, und dieses Wort zieht sie an, oder entfernt sie. Aber kann man wohl die Wahrheit lieben, wenn man sich einer solchen Politik ergiebt? von allen Aufopferungen seiner Gesinnungen ist gewiß diejenige die elendeste, welche man der öffent-

lichen Gunst macht, weil sie durchaus keine Art von Gefahr mit sich führt.

2.

Das Leben ein Versuch.

1802.

Unsere Meinungen sind so sehr der Veränderung unterworfen, und wir kommen und gehen bloß in jedem Sinne, dergestalt, daß, wenn man das Leben rückwärts betrachtet, man nichts, als Verwirrung erblickt.

Es giebt viele Beobachtungen, die uns eigentlich zu dem Glauben bringen, dies Leben sei ein bloßer Versuch. Oft würden wir bei einem Augenblick längerer Ueberlegung mehrere von unsern Fehltrit-

ten nicht begangen haben, und selbst die Handlungen des reiferen Alters tragen zuweilen die Zeichen der Kindheit. Ist es nicht auch des Nachdenkens werth, daß wir den Wachsthum unserer Einsichten nach dem Aufhören unserer Leidenschaften, der Epoche unsers Leben, wo wir ihrer am meisten bedürftig gewesen sein würden, ununterbrochen fortgehen sehen?

3.

Staatsökonomie.

Vielleicht werden über die Staatsökonomie bis ans Ende der Welt Bücher geschrieben werden. Sie ist eine Wissenschaft, worin man ganz nach seiner Phantasie herumirrt; worin man immer auf

einen Weg geräth, man mag ausgehen, von welchem Satze man will; eine Wissenschaft, worin man den Meinungen Anderer nachgeht, ohne es gewahr zu werden; denn alle ihre Straßen laufen im Kreise, und man kommt auf dem Wege, den man macht, immer viel mehr zurück, als man vordringt. So ist es nicht in der Geometrie und der höheren Metaphysik: nicht in der Geometrie, weil man erst alle Entdeckungen Anderer durchgehen muß, bevor man sich eine neue Idee zuerkennen kann; nicht in der höheren Metaphysik, weil man sehr bald das erste Gestade des unendlichen erreicht, jenes Ziel, das kein Sterblicher zu überspringen vermag.

4.

Der Neidische.

Unter gewissen Umständen lobt der Neidische eifriger als irgend Jemand; dann nämlich, wenn sich die Schönheit einer Rede oder einer Handlung nicht bestreiten läßt. Er hofft, daß, wenn er den höchsten Ton in seinen Bewunderungs-Aeußerungen wählt, er diejenigen zum Schweigen bringen wird, welche in keiner Sache nachstehen wollen, und hat gemerkt, daß, je mehr man das Lob übertreibt, man desto schneller das fatale Allein herbeiführt; und kommt es endlich, das Allein, so hält sich der Neidische um so mehr berechtigt, sich dessen zu bedienen, je mehr er sich eben durch unmäßige Lobeserhebungen ausgezeichnet hat.

5.

Vereinigung der Moral mit der Politik.

Tiberius hatte eben so viel Gewalt, als die Antonine, Ludwig der Eilfte eben so viel, als Ludwig der Neunte; aber darf man daraus schließen, wie man heutiges Tages thut, daß die Verbindung der Moral mit der Politik nicht nothwendig sei? Ich bin weit entfernt, das zu glauben. Die Kunst sich Gehorsam zu verschaffen, die Kunst sich gefürchtet zu machen, umfaßt nicht die Idee, welche wir uns von der Politik machen müssen: dieses Wort begreift auch die Kunst, sich Liebe zu erwecken, ohne Gewaltthätigkeit zu regieren, die Kunst sich bei andern Nationen in Achtung zu setzen.

Ihr beruft euch freilich auf den glücklichen Erfolg der Unredlichkeit, auf

die Triumphe der Heuchelei, lacht über Privat-Sittlichkeit, und verspottet öffentliche Tugenden; aber ist es wohl etwas anders, als eine Ausnahme, etwas anderes als eine Kränkung der allgemeinen Ordnung, daß das Laster augenblickliche Vortheile gewährt? Für Schelme giebt es nur mitten in einer Gesellschaft ehrlicher Leute Spekulationen, und ihr könnt den Machiavellismus nicht verordnen, ohne zu supponiren, daß die größte Zahl der Fürsten den Gesetzen der Moral gehorche.

Vielleicht ein neuer Gesichtspunkt, aus dem man die Art der Vereinigung, welche zwischen der Moral und Politik statt findet, betrachten kann! Schöne Vereinigung, welche zwar nicht immer gut vertheidigt wurde, der besten Vertheidigung darum aber nicht minder würdig war!

6.

Sprichwörtliche Ideen.

Ein schöner Charakter der Wahrheit herrscht in allen Gemeinsätzen, in allen sprichwörtlichen Redensarten; aber wegen ihres Alters ein Besitzthum des Gemeinen Mannes haben sie von ihm ein Ansehn von niedriger Abkunft angenommen, welches sie in den Augen heller denkender Menschen verächtlich gemacht hat. Es ist ein Vergnügen, sie wieder zu Ehren zu bringen.

7.

Mittelmäßigkeit.

Hat dich die Natur in einem mittelmäßigen Stande geboren werden lassen, so

beneide Andern ja nicht große Reichthümer, oder die ersten Ehrenstellen, sondern seegne dein Geschick. Alle Arbeiten haben dann ein Interesse für dich; der geringste Zuwachs deiner Glücksgüter macht dir Vergnügen, und du kannst mit kleinen Schritten dein ganzes Leben hindurch auf der Straße der Hoffnung wandeln.

8.

Maaß.

Auf dem Schauplatze der Welt giebt es nicht Abwechselung genug, einen eifrigen Wißbegierigen während einer langen Reise zu belustigen. Was ist's, wenn vermöge großer Glücksgüter oder mittelst einer beschleunigten Erziehung der Zeitpunkt der Abreise zu nahe an den Anfang des Lebens gesetzt war, wenn beim Ausgange aus

dem Alter der Kindheit lebhaftes Interesse, eine hohe Bestimmung euch zu bald beschäftigten? Alles ist um uns zu einem methodischen Gange, zu einer gemessenen Bewegung vorbereitet worden, wozu keine Uebertreibung sich schickt.

9.

Die Nothwendigkeit.

Es giebt Lagen im Leben, welche, um zu unserm Glück beizutragen, von der Nothwendigkeit erzeugt, von der Nothwendigkeit festgehalten werden müssen: dahin gehören mittelmäßige Glücksumstände; denn schlagt ihr freiwillig einen Zuwachs von Ehre oder Reichthum aus, so werdet ihr euch in Augenblicken des

Mißmuths dessen anklagen, und in eurer Einbildungskraft einen Plagegeist haben.

Einer der bewundernswürdigsten Züge unserer intellektuellen Organisation ist die Einigkeit derselben mit zwei dem Anschein nach sich durchaus zuwiderlaufenden Grundsätzen; mit der Freiheit und der Nothwendigkeit.

10.

Das Ich.

Das Ich ist ein verbotener Gegenstand der Unterhaltung, und doch ist er der einzige, den die meisten Menschen recht studirt, der einzige, worin sie Entdeckungen gemacht haben. Laßt euch die Meinung, welche sie von sich selbst haben, anvertrauen, und sie werden euch mehr

ergötzen, als wenn sie euch nach so vielen andern die Gemeinplätze des Lebens wiederholen.

Es giebt in der Gesellschaft eine aus lauter Einschränkungen, bestehende Gesetzgebung, welche, alle Menschen mit einer gleichen Aussenseite bekleidend, mir die tödtendste Langeweile verursacht.

II.

Die Rührung.

Ich bekümmere mich nicht darum, ob bei dem Roman, bei der Erzählung, welche mir eben so viele Thränen ausgepreßt hat, ein moralischer Zweck zum Grunde liege; denn was mich rührt, macht mich auch besser.

Die Rührung treibt mich zum Mitgefühl, zum Mitleiden, macht mich für die zartesten Gefühle der Liebe empfänglich, öffnet mein Herz tröstenden Ideen, der ersten von allen, dem Glauben an Gott, und wird mir ein Sporn zur Tugend, indem sie mich mit mir selbst zufrieden macht.

12.

Buchdruckerkunst.

Meister, gebt uns das Geld wieder, was man euch für die Erfindung der Buchdruckerkunst gegeben hat. Seht, welchen Gebrauch man von eurer sinnreichen Idee macht! Zuweilen wird sie ein Mittel, Unruhe und Aufbrausen zu erregen; zuweilen dient sie, vermöge des Privilegi-

ums, welches die öffentliche Gewalt sich vorbehielt, dem Despotismus zur Stütze, der Heuchelei zum Beistande.

13.

Die Journalisten.

Schreib gegen diesen oder jenen Verfasser, gegen diese oder jene Sekte, noch mehr gegen diese oder jene Regierung, diese oder jene Nation — und der Journalist gehorcht. Ist das eine ehrenvolle Funktion? Wahrlich nicht! Aber das Publikum hat die Sache noch nicht von der ernsthaften Seite genommen. Ueberall spielt das Ohngefähr eine Rolle.

14.

Die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft scheint in ihrer geheimnißvollen Wirkung in so dünne zarte Enden auszulaufen, daß dann ein Nichts sie beugen kann. Das ist es eben, warum, nicht nur ein mittelmäßiger, sondern auch ein Dummkopf, mit einer oder zwei schwülstigen Ideen zuweilen einem Manne von Genie obsiegte, dessen vielfältige Erfahrungen allgemeines Erstaunen erregten, und dessen umfassenden vielseitigem Geiste nichts unerreichbar zu sein schien.

15.

Die Pralerei.

Was eine Person alle Augenblick von ihrem Verstande, von ihrem Charakter

spricht, findet am häufigsten gar nicht bei ihr statt; denn man läßt seiner Natur freien Lauf, ohne sich darum zu bekümmern, und man denkt gewöhnlich an das, was man scheinen will.

16.

Schmarotzer-Wörter.

Man kann sich eine Idee von dem Hauptcharakter eines Menschen bilden, wenn man bloß auf die Schmarotzer-Wörter, Acht giebt, die ihm gewöhnlich entwischen. Der Falsche bedient sich oft des Ausdrucks, offenherzig, und der zuviel verlangende, ohne Umstände. Der Schmeichler sagt bei jeder Gelegenheit, sie können mir glauben; der Furchtsame, nur heraus mit der

Sprache, und der Schwierige, was liegt daran? Diese Beispiele könnte man zur Belustigung sehr vervielfältigen. Ich habe einen weitläuftigen Schwätzer gekannt, der seinen Fehler andern und sich selbst dadurch verbergen wollte, daß er gleich, wenn er etwas sagte, mit kurz anfing.

Der gemeine Mann hat auch seine Schmarotzer-Wörter, aber bei ihm sind sie bloß Wirkung der Gewohnheit. Er hängt so stark daran, daß er sie nicht wegzulassen vermag, selbst wenn sein Interesse ihn dazu auffordert. Vielleicht mögten solche Wörter auch eine zuverlässigere Art von Signalement abgeben, als die Beschreibung der Gesichtszüge.

17.

Der Neugierige.

Der eifrige Neugierige sagt zu allen Neuigkeiten, die er hört, was? — um den Erzähler zu bewegen, sie zu wiederholen.

18.

Der Langweilige.

Was macht Alcidon? Er merkt, daß er, trotz seiner Reize, langweilig wird; sogleich stellt er sich mitten in einer großen Gesellschaft an den Kamin, streckt und dehnt seine Glieder, gähnt überlaut; und thut alles was dazu gehört, um in den Ruf eines zernichteten Menschen zu kommen.

19.

Der Eitle.

Man bedient sich wohl des Ausdrucks schamhafte Arme: es giebt eitle Leute, Leute die große Prätensionen machen, denen man dasselbe Beiwort geben könnte. Sie fürchten sich so sehr, den Schein zu bekommen, als wollten sie um unsere Stimme nachsuchen, daß sie ihre angefangenen Phrasen nicht enden, und zuweilen über das, was sie sagen, gähnen.

20.

Der Geheimnißvolle.

Den Geheimnißvollen zu machen, ist das erste Gesetz, was man sich in der Diplomatik auflegt. Man hat Unrecht;

denn mit diesem Charakter entfernt man das Zutrauen Anderer. Es giebt zwei Arten, geheimnißvoll zu sein. Die eine besteht darin, daß man immer bedenkt, was man sagen darf, und die andere, daß man immer bedenkt, was man verschweigen muß. Der ersten bedienen sich mittelmäßige, der zweiten ausgezeichnete Menschen. Nur mit dieser erreicht man vollständig seine Absicht; sie allein giebt Zuversichtlichkeit und ungezwungene Formen.

Der Baron von *** Minister einer großen Macht, äußerte gegen diejenigen Leute, welche er zum Sprechen bringen wollte, die größte Zurückhaltung, und wollte auf diese Art alle, mit denen er zu thun hatte, hinter das Licht führen. Natürlich lehnte jeder dies ab, und sagte ihm nichts. Sein Briefwechsel mit seiner

Regierung wurde trocken, und man rief ihn zurück.

21.

Die Alten.

Die Alten führen ein trauriges Leben, weil sie noch im Stande sind, alles zu schätzen, alles zu fühlen. Die lachende Perspektive in die Zukunft gehört ihnen nicht mehr, und wenn sie von der Vergangenheit reden wollen, so achtet man nicht sehr darauf. Jeder eilt in den Kampf der Welt, nach dem Schlachtfelde, von welchem sie zurückkommen; viel ist es noch, wenn man sie im Vorbeigehen grüßt.

22.

Der Wille. Bonaparte.

1803.

Was den ersten Konsul hervorstechend auszeichnet, ist die Festigkeit und Bestimmtheit seines Charakters, ist ein hoher Wille, der alles ergreift, alles ordnet, alles feststellt, und sich zur rechten Zeit erweitert oder hemmt. Dieser Wille, so wie ich ihn nach einen großen Muster schildere, ist die erste Eigenschaft, um an der Spitze der Regierung eines großen Reichs zu stehen. Man betrachtet am Ende diesen Willen als eine Ordnung der Natur, und aller Widerstand hört auf. Auf den zweiten Posten ist das Wollen eingeschränkt, weil hier jede Art von Be-

hutsamkeit nöthig ist, und man dazu einen Theil seiner Mittel bestimmen muß.

23.

Unentschlossenheit.

Die Gefahren der Unentschlossenheit sind bekannt, aber wenige Leute hüten sich vor den aberwitzigen Neigungen, welche oft mit dieser Art von Charakter verbunden sind. Ich will eine der vorzüglichsten bezeichnen.

Der den Qualen der Unentschlossenheit preisgegebene Mensch wird ungehalten auf seine eigene Vernunft, die ihn nicht mit fester Hand zu führen versteht. Er schafft sich einen neuen Gesetzgeber, ernennt sich einen andern Herrn, und unterwirft sich ihm blindlings. Jedoch ist

dieser Gesetzgeber, dieser Herr nichts an=
ders, als eine einfache, launenhafte Re=
gel, eine Regel indessen, welche das Ver=
dienst der Klarheit und Unwandelbarkeit
hat. Diese nach der Natur der Dinge
verschiedene Regel, bestimmt den unent=
schlossenen Menschen in seinen Arbeiten,
in seinen Spaziergängen, in der Wahl
seiner Lektüre, in den kleinsten Umstän=
den des Lebens. Soll nur ein Monat,
ein Tag, eine Woche zu dieser oder jener
Reise, diesem oder jenem Gange festge=
setzt werden, so wird auf der Stelle nach
gewissen Kalenderepochen, gewissen Fe=
sten, gewissen Tagen der Abnahme des
Mondes ein Entschluß gefaßt. Ohne
Zweifel bedurfte es von Seiten des un=
schlüssigen Menschen einer Willenshand=
lung, um alle diese Regeln in Autorität
bei sich zu setzen, aber unmittelbar dar=

auf kann er nicht mehr umhin, denselben zu gehorchen. Und welch ein Glück dann, welch eine Bequemlichkeit für ihn! Er ist plötzlich von der Angst befreit, worin ihn sein Charakter jeden Augenblick versetzte.

Wahr ist es, daß diese Regeln zuweilen zu wunderſamen Unternehmungen führen; denn ein einfaches und positives Gesetz, ein Gesetz, wie dazu erfordert wird, jeder Unschlüssigkeit auszuweichen, kann nicht gleichmäßig auf alle Umstände passen. Selbst der unentschlossene Mensch wird dies gewahr, allein, indem er sich der guten Dienste, welche die Regeln ihm geleistet haben, und der Erleichterung, die sie ihm noch gewähren, mit Dankbarkeit erinnert, bleibt er ihr Sklave, und bequemt sich nicht zu den Ausnahmen, welche seine eigene Vernunft ihm anräth. In der That, sehr sonderbar! Unter den

Augen dieser Vernunft begeht man eine Sottise! Niemand gesteht diese so seltsame Art, sich zu betragen, je ein, weil sie der Narrheit gleich kommt, und doch haben mehrere Beobachtungen mich überzeugt, daß sie mit verschiedenen Nuancen sehr gemein ist. Ich sah meine Tochter von dieser Manie befallen, obgleich niemand für alles Schleppende, unüberlegte, weniger empfänglich sein kann, als sie; aber in ruhigen Lagen, in Kleinigkeiten weiß sie sich nicht zu entschließen. Wie wunderbar ist es nicht, eine Person, deren Einbildungskraft sich über die bekannten Ideen weit erhebt, eine Arbeitsregel, ein Eintheilungsgesetz für die Stunden, einen besondern Grund für einen Tag der Abreise, für eine Zeit zu reisen oder für andere Unternehmungen suchen,

sie ferner eine festgesetzte Ordnung für die todten Pflichten der Gesellschaft annehmen zu sehen! Wie wunderbar ist es endlich nicht, sie, wenn sie schreibt, wenn jeder ihrer feurigen Blicke Enthusiasmus aus=spricht, nichtsdestoweniger von lauter Dingen umgeben zu sehen, welche ihrer Ungewißheit abzuhelfen dienen können, nichtsdestoweniger auf ihrer Toilette eine Uhr und einen aufgeschlagenen Kalender zu erblicken! Welch ein Geheimniß ist un=ser Geist!

24.

Die Ränke der Unwissenheit auf hohen Posten.

Das Betragen eines Staatsmannes, der seine Unwissenheit zu verbergen sucht,

ist eine wahre Taktik. Man bemerke sein vorbereitetes Schweigen, wenn die Unterhaltung über Gegenstände geführt wird, die er wissen mußte, und nicht weiß; man bemerke die Gewandheit, womit er entwischt, wenn diese Unterhaltung sich ihm zu sehr nähert, wenn die Blicke der Gesellschaft seine Meinung zu erwarten scheinen, und sein stummes Spiel zu Ende ist. Er nimmt einige Papiere von seinem Kamin, durchläuft sie mit Aufmerksamkeit, und hört er eine Meinung; deren gute Aufnahme ihm sicher zu sein scheint, so sagt er: so ist's, genau so; aber er hört nicht eher auf zu lesen, bis er sieht, daß er der Unterhaltung leicht eine andere Wendung geben kann. Er hat so oft zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen müssen, daß er mit den Kunstgriffen derselben ganz vertraut geworden ist.

Zuweilen indessen wagt er sich ein wenig weiter, und wenn man in seiner Gegenwart über die Zeit einer alten Begebenheit, oder über die Entfernung großer Städte von einander disputirt, und mehrere, sich einander entgegenstehende, alle mit gleicher Hartnäckigkeit vertheidigte Resultate vorgebracht werden, z. B.: das Jahr 200, vor unserer Zeitrechnung, oder das Jahr 300 — nach Einigen 2000 Meilen Entfernung, nach Andern 2400 — so sagt er: ich glaube, es ist das Jahr 250 — ich glaube, es sind 2200 Meilen. — So hat er eine Mittelzahl angenommen, und, ohngeachtet keine Kenntniß ihn bei dieser Behauptung leitete, doch seiner Meinung eine sichere Stelle verschafft; allein diese guten Gelegenheiten zeigen sich nicht oft. Leichter wird es ihm, einen Streit über hinläng-

lich bestimmte Gegenstände, an den er nicht Theil nehmen kann durch Gemeinplätze zu endigen. Er macht sich ein andermal bezahlt, und wenn er in den Morgenstunden ein Geschäftsmemoire gelesen hat; wodurch er zur Kenntniß irgend eines besondern statistischen Umstandes gekommen ist, so ruht er mitten in der Gesellschaft nicht eher, bis er eine natürliche Veranlassung herbeigeführt hat, das eben Gelernte an den Mann zu bringen. Wehe! dann dem, der ihm den Hof zu machen glaubt, wenn er ihn um eine Erklärung bittet, oder ihm einen leichten Einwurf macht: er antwortet nur einsilbig, und äussert wahre Mißlaune.

25.

Das Ansehen.

Das Ansehen ist ein Wort, dessen Sinn in den verschiedenen Arten von Staatsverfassungen nicht von einerlei Umfang ist. Der Republikaner erklärt sich Ansehen durch Reichthümer, Talente, Tugenden; der Aristokrat durch Geburt und Kredit; und in Monarchien, wo man die Elementar-Bedingungen des Ansehens zwar nicht verwirft, will man doch noch andere, minder deutliche, minder bestimmte, die man aber auch strenge fordert. Die Republiken haben das Eigenthümliche, daß sie alle Ideen von Hoheit an bestimmte Umstände knüpfen; das Unbestimmte fürchten sie über alles. Im Schooße der Monarchien herrscht in dem System des Ansehens viel Schwankendes.

Hier ist, und darf nichts erwiesen sein, als die höchste Gewalt des Oberhaupts des Staates, und es findet unter den niedrigen Stellen stets eine Art von Unterhandlung statt. Da kennt man ganz den Werth des Ansehens, dieser sonderbaren Auszeichnung, welche von der Gunst des Fürsten unabhängig ist, und welche die öffentliche Meinung für sich beschließt. Nie hat man so sehr nach Ansehen gestrebt, als unter Ludwig des Funfzehnten und Ludwig des Sechszehnten Regierung, und das geschah, weil die Meinung stark, und die Monarchen schwach waren. Die Gesellschaft hatte ein Tribunal, das mehr gefürchtet wurde, als die Autorität des Fürsten, und die Hofleute, selbst die Minister hätten es lieber darauf ankommen lassen, der königlichen Familie zu mißfallen, als sich in

Gefahr gesetzt, an den ersten Gesellschafts-örtern in Paris unwillkommen zu sein. Man hat, glaube ich, dieses Interesse für das Ansehn zu weit getrieben; es hat die Regierungen abgehalten, zur rechten Zeit die Mittel, welche die Umstände erforderten, anzuwenden.

Es gab zwei Epochen, die Gewalt in Anwendung zu bringen: die eine unter Richelieu, als die Autorität der öffentlichen Meinung noch nicht aufgestellt war; die andere, als die Anstrengung der Revolution diese Autorität vernichtet hatten.

26.

Das Ansehen.

Wenn man in der lezten Zeit der Monarchie von Männern oder Frauen sprach,

die im Besitz eines großen, eines unbezweifelten persönlichen Ansehns waren, so fand man deren eine sehr geringe Zahl, und oft beschäftigte man sich damit, sie zu zählen. So gehörte also das Ansehen, wie ich gesagt habe, nicht geradezu zu den Vorzügen welche wir am meisten schätzen, sondern Reichthum, Geburt, und andere Vorrechte, wurden besonders die Mittel, zum Ansehn zu gelangen, wenn man sie auf eine edle Art anzuwenden verstand.

Ich habe die Leute, welche in Frankreich das höchste Ansehn genossen, in der Nähe gesehen. Sie hatten sich zu demselben, minder durch eine vorzügliche Lage in der Welt, als vielmehr durch einen Verein von unter einander ganz übereinstimmenden Eigenschaften erhoben. Unerzwungener Anstand herrschte in ihren Reden und in ihrem Betragen, Ruhe in

ihrer Haltung, Schicklichkeit in ihren Manieren, Geschmack in ihren Höflichkeitsbezeugungen, und in ihrem ganzen Wesen eine Art von Gesetztheit, welche jede Vertraulichkeit untersagte. Dieses ganze Aeußere setzt aber nichtsdestoweniger das Dasein eines wirklichen Verdienstes voraus; sonst wären es ja nur Theaterhelden.

Ferner muß man, um Ansehn zu erlangen, sich übertriebener Ideen, zu hoch gespannter Gefühle enthalten; sie sind gleichsam Reisen in die Ferne, welche man nicht macht, wenn man seines Glücks sicher ist. Je mehr eure Kräfte von der Vernunft zusammengehalten erscheinen, desto mehr Achtung wird man euch beweisen.

Vor allen läßt sich ein großes Ansehn nicht vereinigen mit dem unruhigen

Streben nach Lob, mit den eiteln Anmaßungen, welche unser Geschick in die Hände anderer geben. Jedoch muß man sich fühlen, und gut ist es, wenn andere das bemerken; man muß gewisser Maaßen für sich selbst zeugen, aber es immer mit vollkommener Mäßigung thun. Unsere Meinung von uns kann nicht ohne Gewicht sein, weil wir uns selbst besser kennen, als irgend jemand. Durch allzu große Bescheidenheit setzt man sich der Gefahr aus, wenig geschätzt, mit Herabsetzung behandelt, und genommen zu werden, wofür man sich ausgiebt. Jene Bescheidenheit ist freilich eine liebenswürdige Seite des Charakters, aber sie nützt nichts zum Ansehn.

Aber sollte man es glauben? Das Ansehn wird nie einer Person von unedler Gestalt, sie sei Mann oder Weib, zu

Theil. Denn mit dem Ansehn ist Ehrfurcht verbunden, und Ehrfurcht imponirt wohl, nähert sich aber nicht vertraulich.

Man hat oft zwischen Achtung und Ansehen eine Parallele gezogen. In jener liegt mehr Solides, in dieser mehr Prunk. Alles ist an der Achtung reiner, und doch schmeichelt das Ansehn mehr. Ein einfaches, frommes Herz begnügt sich mit Achtung; nach Ansehn strebt man, wenn man mitten im Spiel der Welt ist, wenn man an den Huldigungen der Menschen Behagen findet.

27.

Die Erblichkeit des Throns.

In der gesellschaftlichen Welt giebt es viele Einrichtungen, welche, zwar als

ganz etwas Einfaches angenommen, dennoch die Resultate einer langen Reihe mehr oder minder metaphysischer Ideen sind. Welch eine Zahl von Ideen dieser Art, sind nicht dem gewöhnlichen Worte, öffentliche Ordnung, dem Worte, Freiheit, dem Worte, politische Gewalt, dem Worte, König oder einziges Oberhaupt eines großen Staates vorhergegangen; welche Zahl von Ideen dieser Art nicht dem seltsamen Ausdruck, erbliche Gewalt!

Der gemeine Haufe sieht in der Erblichkeit des Throns nichts anders, als eine väterliche Anordnung, ähnlich allen bürgerlichen Verfügungen, welche die erbliche Uebertragung des Eigenthums unter Privatleuten regeln. Der Unterschied ist indessen groß, sowohl theoretisch, als praktisch genommen. Jeder Mensch ist

geschickt, ein Feld zu besitzen, und auf demselben eine breite Furche zu ziehen; aber, ein Reich zu regieren, ist mit andern Schwierigkeiten verknüpft. Die Verwaltung eines großen Staates nach genealogischen Verbindungen, und nach den Gesetzen der Verwandtschaft, auf solche Art von einer Hand in die andere übergehen zu lassen, ist eine politische Verfügung, die beim ersten Anblick Erstaunen erregen mußte. Noch weiter zu gehen, und nach demselben Rechte die Zügel der Regierung eines großen Staates aus den Händen eines Mannes von Genie und bestimmten Charakter, einem Mann ohne Geist, ohne Willen zu übergeben, ist eine noch ausserordentlichere Verfügung. Wie hat denn die Erblichkeit des Throns bestehen können? Diese Frage wird nicht dadurch aufgelöst, daß man die mit jeder

andern Art der Nachfolge verknüpften Nachtheile zeigt, und daß man festsetzt, das Erbrecht müsse auch den auf die beste Art kombinirten Wahlen vorgezogen werden. Diese Bemerkung ist dem Gesetz der Erblichkeit freilich günstig, allein durch ein Räsonnement kann kein Gesetz bündig vertheidigt werden. Man muß daher ein anderes Lebensprinzip für die erbliche Gewalt aufsuchen.

Und zuvörderst sehen wir leicht, wie diese Gewalt bei, einer despotischen Regierung unterworfenen, Nationen hat statt finden und sich halten können. Der durch das Gesetz bestimmte Nachfolger bemächtigt sich augenblicklich des militärischen Kommandos, läßt seine Janitscharen, seine Spahis schwören, und, um zu verhindern, daß man keinen Vergleich zwischen seiner Gewalt und seiner Person

anstelle, verbirgt er sich im innersten seines Serails. Furcht thut das übrige und er sitzt auf dem Thron.

In Europa behauptet man die Erblichkeit auf eine mildere Art, indem man die Fortdauer der Ehrerbietung durch eine sonderbare Vermittelung sichert. Der Thron ist von einer Klasse von Menschen, geachtet als die Ersten im Staat, umgeben, welche im Ganzen genommen, in jedem Zeitalter stets dieselbe Gestalt behalten. Diese Leute, die die Vornehmsten im Staate sind, gewöhnen die Nation an Begriffe von Rang, und erinnern sie stets daran. Sie verhindern das Volk, dem Throne so nahe zu kommen, daß es ihm einfallen könnte, die Person des Fürsten beurtheilen und zu würdigen. Sie verhindern es, das königliche Wesen mit Individuum zu verwechseln, und

vielleicht am Ende von dem Monarchen zu fordern, daß er für die Ehre, welche man ihm erweist, ein Heros sei; denn unter solchen Bedingungen könnte das Erbrecht nicht aufrecht erhalten werden, wenigstens nicht, wenn dieselbe Familie nicht beständig und auf einander folgend, ausgezeichnete Leute lieferte.

Auf solche Art sichern die Vornehmsten in einer Monarchie, die Vornehmsten, welche der königlichen Majestät zur Begleitung dienen, die Fortdauer der Ehrfurcht gegen den Thron, gegen eine Reihe von Fürsten, die sich — unvermeidliches Resultat der ewig wechselnden Natur — an Talenten und Verdienst ungleich sind.

Hier und da auf der Straße der Jahrhunderte erblickt man einige Men-

schen, die ausgerüstet mit ausgezeichneten Gaben, begünstigt noch dazu durch die Umstände, bloß durch ihre Kraft sich die öffentliche Meinung unterjochten, und sie zwangen, sich nach ihnen zu richten; aber die Fürsten, welche durch regelmäßige Nachfolge zu dem Besitz der Gewalt kommen, sind Menschen, die nicht von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge abweichen. Und wollt ihr ihnen nicht den asiatischen Despotismus zu Hülfe geben, so sichert ihnen jene Meinung, welche die europäischen Nationen erfahren haben, jene Meinung, welche aus dem Zauber des Ranges und der Würden entspringt; eine Meinung, sanft in ihren Mitteln, und die, sich an unsere Einbildungskraft wendend, dieselbe nicht durch Furcht, sondern durch bloße Gewohnheit beherrscht.

28.

Der Patriotismus.

Wenn ein Land sich täglich durch Eroberungen oder neue Einverleibungen erweitert, so findet man den Patriotismus nur noch in den Wörterbüchern. Es bedarf einer Beschränkung, einer Gränze, wenn man seine Individualität fühlen, wenn man sich Andern gleich stellen soll. Der Ocean, welcher Großbrittannien einschließt, ist einer der ersten Erhalter des englischen Patriotismus. Die Amerikaner haben das einzige Mittel gefunden, ein weitläuftiges Land mit der Vaterlandsliebe zu vereinigen: die föderalistische Regierung. Sie sind klein geblieben, als eigene Staaten, klein in ihrem

täglichen Intereſſe, und ſchränken ſie ihre Aufmerkſamkeit bloß auf ihre ſämmtlichen Staaten und auf deren politiſche Verbindung ein, ſo ſorgen ſie dadurch gleichſam für eine Allianz, um in derſelben Kraft- und Vertheidigungsmittel zu finden.

Die Vaterlandsliebe hat noch eine Quelle, nämlich die Verbindung der Bürger zum geiſtigen Leben des Staats; ich nehme dies Wort in derſelben Bedeutung, als das geiſtige Leben eines Individuums. Da ſteht man nur durch Ueberlegung, Wahl und Willen allein oder in Verbindung. So iſt in einem Lande, wo die Bürger von jeder Art der politiſchen Theilnahme ausgeſchloſſen ſind, die Vaterlandsliebe ein leerer Name. Glaubt ihr ſie zu fühlen, dieſe Liebe, weil ihr das Land, in dem ihr geboren ſeid, liebt, weil ihr die Vorzüge deſſelben kennt?

Das alles sagt, und denkt sich kalt; aber man weint vor Liebe beim Namen des Vaterlandes. Ich habe in diesem Verhältniß die Engländer in der Nähe beobachtet: sie denken zwanzig Mal des Tages daran, daß sie Engländer sind. Ob man in dem großen Lande der alten Germanier ein Mal in seinem Leben sich erinnert, daß man ein Deutscher ist, weiß ich nicht.

29.

Ein eifersüchtiger Gott.

Der wohlthätige Regent der Menschen ist kein eifersüchtiger Gott; denn er erschuf der Welt ein mächtigeres Gefühl, als die Dankbarkeit — die Liebe.

30.

Urtheile die man über sich selbst fället.

Die Menschen, welche von sich selbst eine vollkommen gute Meinung haben, sind belachenswerthe Glückliche. Die Menschen, welche stets mit sich selbst unzufrieden sind, sind achtungswürdige Unglückliche. Schwer ist es, die richtige Mittelstraße zu halten. Man müßte sich von Ferne betrachten, und sich ohne Liebe, ohne Bitterkeit, als eine bloße Bekanntschaft, beurtheilen.

31.

Protestantischer Gottesdienst.

Da der katholische Gottesdienst aus vielen sehr prunkvollen Zeremonien zusam-

mengesetzt ist, so ist bei demselben das Rednertalent nicht alles, wie in der reformirten Kirche, Heutiges Tages, wo das Predigen nur solchen Leuten, die die vorzüglichste Erziehung genossen haben, nicht mehr anvertrauet ist, kann dies, als ein Vorzug gelten. Zu Genf erblickt man die Namen der berühmtesten Familien der Republik auf dem Verzeichniß der Geistlichen, welche die Kanzel am meisten zierten. Mit der Abnahme des priesterlichen Ansehens, eines Ansehens, dessen Stütze niemals in Reichthum bestand, ist auch dieser Gebrauch verschwunden.

Aber viel schlimmer ist es, daß der geistliche Stand von Tage zu Tage immer mehr verlassen wird, da doch die Religion niemals mehr neue Vertheidiger und stärkere Stützen dringender forderte,

als eben jezt. Um die Mitte des verflos=
senen Jahrhunderts fand man in Genf
Jahr aus, Jahr ein fast dreissig Schüler
in den theologischen Hörsälen, und jezt
sind es nicht viel mehr, als acht bis zehn,
wovon ein einziger, wie mich dünkt, aus
dem alten Genf ist. Ich habe in meinen
Schriften so oft von der Religion und
ihrer Wichtigkeit geredet, daß man hier
wohl keine neuen Bemerkungen über die=
sen groſsen Gegenstand von mir erwartet;
indessen will ich sie aus einem besondern
Gesichtspunkt betrachten.

Lange wird es schwer halten, wenn
man gar jemals dahin kommen sollte,
Leute zur geistlichen Laufbahn und zum
Predigtamt zurückzuführen, welche die
der Majestät ihrer Funktionen angemesse=
nen Kräfte, und das dazu erforderliche
Ansehn besitzen. Wenn nun eine Arbeit

für diejenigen, deren Beruf es ist, sie zu verrichten, zu groß wäre, sollte es nicht von Nutzen sein, diese Arbeit zu verringern? Ich glaube es, und ich will diese Bemerkung auf die protestantischen Geistlichen anwenden. Man fordert von ihnen fast durchgehends alle Woche eine neue Rede; das ist zuviel für die meisten unter ihnen. Was für einen Aufsatz kann man in einer so kurzen Zeit machen? und in der nämlichen Zeit soll man ihn auswendig lernen. Freilich fängt man an, sich von der lezten Pflicht loszumachen, und das ist schlimm. Dann fehlt beim Reden die äussere Bewegung, und so geht ein großes Mittel, auf das Volk zu wirken, verloren. Dann bleibt nichts übrig, als ein Wiegen des Kopfes nach oben und unten, ein ganz regelmäßiges Wiegen, um eine Phrase zu lesen, die man mit erha=

bener Stimme hersagt, und um eine an=dere zu suchen, die man auf gleiche Art vorträgt. Der Prediger weiß den Augen=blick nicht zu finden, wo er seine Augen zum Himmel erheben, oder sie auf seine Zuhörer richten muß; denn er darf seine Blicke, nur einen Augenblick, von einem auf seinem Pulpet offen, und so versteckt, als möglich liegenden Manuskript, ab=wenden.

Wenn der Redner diese Gelegenheit noch benutzte, einige von den Reden, die für klassisch gehalten werden, herzulesen; aber nein, immer seinem eigenen Mach=werk giebt er den Vorzug.

Viel besser ist man indessen nicht dar=an, wenn ein Prediger seine Kräfte über=spannt, und jede Woche eine neue Rede aus=wendig lernt. Seine Anstrengung die er nicht verbergen kann, wird für die Zuhörer

drückend; man nimmt deutlich die Spannung der Saiten wahr, welche jede Phrase aus dem Innersten seines Gedächtnisses hervorziehen. Er hat nichts Festes in seiner Deklamation, weil er aufs ungewisse nach der Folge seiner Worte umher fühlt, und da er nicht bestimmt vorhersieht, was er sagen will, so ist es ihm unmöglich, irgend eine Nuance in seinem Tone anzubringen. Auch wird er nur in dem Augenblick ausgezeichnet lebhaft, wo die Periode, wegen welcher er in Verlegenheit war, plötzlich in sein Gedächtniß zurückkehrt; das ist für ihn ein Jubel, den er durch einen beschleunigtern Vortrag, und geschärftern Accent zu erkennen giebt. Ueberhaupt ist es mit den meisten dieser Reden zum erbarmen, sowohl was ihren Inhalt, als ihre Deklamation betrifft. Ich befand mich, als

Herr des Schlosses, wohl in einer Lage, um darüber urtheilen zu können. Man muß die eintönige Ruhe, womit sie gehalten werden, und die Neigung zum Schlummer, welche darauf folgt, selbst sehen. Was wollt ihr machen, wenn der Redner nie eure Aufmerksamkeit ergreift, nie ein Gedanke ihn erhebt, oder eine Empfindung ihn erweicht? Was wollt ihr machen, wenn nie eine Thräne seine Wangen benetzt, und wenn er in seinen Schilderungen das höllische Feuer mit einer ruhigen, Muth einflößenden Fassung, mit einer heitern Miene, die in Erstaunen setzt, auslöscht?

Inkonvenienzen dieser Art ist man in den meisten Kirchen auf dem Lande ausgesetzt, und da es die Nothwendigkeit erfordert, sich mit den Leuten, die man hat, zufrieden zu geben, so schlage ich eine

Einrichtung vor, welche den Predigern längere Zeit läßt, ihre Reden auszuarbeiten, und auswendig zu lernen; denn dadurch könnte die Monotomie verhütet werden, welche das Volk ermüdet, und es vom Gottesdienst entfernt.

Nur an dem ersten Sonntage jedes Monats und an großen Festtagen müßte eine Rede gehalten werden.

An den andern Sonntagen würde der Gottesdienst auf folgende Art eingerichtet:

Zuerst ein Gebet, zu welchem Behuf die Prediger drei oder vier verschiedene zu nehmen verpflichtet sein müßten, um zuweilen damit abzuwechseln, statt daß sie auf Dörfern und in kleinen Städten immer dasselbe hersagen.

Dann würde ein Kapitel aus dem alten und neuen Testament vorgelesen, und unmittelbar darauf ein Kommentar

dazu mit möglichster Sorgfalt von dazu bestimmten Personen vorgetragen, die sich unabläßig mit dieser Arbeit beschäftigen müßten.

Nun würden drei aus dem Gesangbuche sorgfältig gewählte Strophen gesungen; indem aber der Prediger dieselben der Versammlung anzeigte, beschränkte er sich nicht bloß darauf, wie es üblich ist, eine davon herzulesen mit dem Zusatze: und die folgenden, thäte dies auch nicht, wie auf der Flucht, oder mitten unter dem Geräusch der versammelten Menge; sondern läse sie mit Ernst, Andacht und Gefühl, in einem Augenblick, wo die ganze Hörerschaft ruhig wäre. Junge Knaben und Mädchen sängen die erste Strophe, welche dann die ganze Versammlung wiederholte; eben so würde es mit den beiden übrigen Strophen, im Wechselgesang

zwischen den Jungen und der Versamm-
lung, gehalten, und wenn diese ihre
Strophe begönne, erhöbe sich die Ver-
sammlung und bliebe stehend. — Kleine
Neuerungen dem Anscheine nach, aber
ganz geeignet, ein ehrfurchtsvolles Ge-
fühl zu unterhalten!

Endlich würde die heilige Uebung mit
einem kurzen Gebet, mit liebevollen, brü-
derlichen Worten, und mit Seegenswün-
schen geschlossen.

Das Ganze dieser Andachtsübungen,
die Gebete, die Vorlesungen und der Ge-
sang, würden nicht viel mehr oder weni-
ger, als eine halbe Stunde hinnehmen,
und das wäre genug.

Man entfernt sich von unsern Kir-
chen, und bald werden sie ganz leer stehen.
Wir müssen das Volk wieder dahin locken,
es wieder in dieselben zurückführen, indem

wir verhüten, daß die Aufmerksamkeit ermüdet werde, indem wir einige Abwechselung in einen Gottesdienst bringen, dessen rauhe Einförmigkeit wohl mehr den Eifer unserer Vorfahren, als einen weiten Blick unserer Reformatoren in die Zukunft beweiset.

Und in dieser Hinsicht verdienen diejenigen unsern Dank, welche den Gesang in unsern Kirchen zu vervollkommnen, ihm mehr Feuer und Melodie zu geben suchen, und sich der rührenden Stimme der Kinder bedienen, um uns mit andachtsvoller Bewegung zu erfüllen.

Man verliert seine Zeit, wenn man bloß durch das Talent der Prediger alles bewirken, alles erreichen will. Solcher Menschen, wie man sie sich denkt, solcher Menschen, wie man sie zu finden wünscht, giebt es auf der ganzen Erde

keine hinreichende Anzahl, wie viel weniger noch in dem engen Zirkel, woraus man sie zu nehmen, und wo man sie zu suchen, genöthiget ist. Daher muß man, indem man sich derjenigen, die man hat, bedient, ihre Arbeit vermindern, und ihnen zu Hülfe kommen.

Die Pfarrer haben noch ganz andere Pflichten, als das Predigen, und zwar sehr wichtige Pflichten. Diesen werden sie mehr Zeit zu widmen im Stande sein, wenn man monatlich nur eine Predigt von ihnen fordert. Und da sie dann ihre Predigt sorgfältiger ausarbeiten, und sie ihrem Gedächtniß kräftiger einprägen können, so werden sie dadurch der Herabsetzung ihres Ansehen, einer unvermeidlichen Folge der Vorträge, welche alle Sonntage gehalten werden, und keinen

Menschen nach der Kirche locken, zuvor kommen. Das Volk, ein Zeuge dieser Vernachläſſigung und unvermögend, alle Urſachen derſelben gehörig zu würdigen, ſchreibt ſie unterdeſſen einer allgemeinen Kälte gegen die Religion zu, und durch Nachahmung wächſt das Uebel von Tage zu Tage. Daher bin ich, ohne auf meine Idee in allen Nebenumſtänden zu halten ſehr geneigt, zu glauben, daß man beſſere finden könne, doch darüber ganz entſchieden, daß es nothwendig ſei, einige Veränderung in die Verfaſſung ſolcher Angelegenheiten einzuführen, deren traurige Folgen ſo nahen Bezug auf die geſellſchaftliche Ordnung haben.

32.
Ein erlauchtes Opfer.

O Ludwig! treflicher Fürst, bester der Menschen! Gebe es nie eine Schrift von mir, worin ich nicht deine Tugenden, als ein glaubwürdiger Zeuge, versichere; nie eine Schrift worin ich nicht zu deiner Vertheidigung das einzige bleibende Urtheil, das Urtheil der Nachwelt, auffordere! Schuldloses Opfer, wenn es je eins gab! Schuldloses Opfer der menschlichen Leidenschaften . . . . . ! Welch ein gottloses Opfer!

33.
Geschichte seines Lebens.

Um berechtigt zu sein, seine Lebensgeschichte bekannt zu machen, muß man

großen Erfolg im Kriege oder in öffentlichen Geschäften gehabt haben. Auch kann man von sich reden, wenn man Schriftsteller-Talent besitzt; aber besser ist es immer, irgend einen andern Gegenstand zu wählen.

34.

Menschenkenntniß.

Man kann die Menschen nicht kennen, kann seiner Sache nicht gewiß sein, ob man sie gekannt habe, wenn man nicht durch drei ganz von einander verschiedene Stände des Lebens gegangen ist. Diese sind: der Stand der Untergebenheit, der es euch zum Bedürfniß macht, andern zu gefallen, und sie zu studieren; der Stand der Gleichheit, der euch auffordert,

sie in der ganzen Ungebundenheit ihrer Leidenschaften kennen zu lernen; der Stand der Ueberlegenheit, welcher euch Gelegenheit giebt, sie auf ihrem behutsamen Gange, bei ihrem Umhertasten, und bei ihren feinen Streichen zu beobachten.

35.

Trost.

Trost, Tröster, Trösten! Schöne Wörter unserer Sprache, und werth das süßeste, das liebenswürdigste aller Gefühle auszudrücken! Glücklich, wer in seinem Leben mit Zuversicht sagen konnte: er wird kommen wird mich trösten! Glücklich auch der, welcher eine geängstete Seele mit Ruhe zu erfüllen kömmt! Laßt uns diese himmlische Ge-

meinschaft zwischen dem Tröster und dem Bekümmerten bewundern. Wie? Wir sind im Stande, zu dem Schmerz eines Freundes zu reden, sind im Stande, eine der Angst seines Geistes, der Angst seiner Einbildungskraft, der Angst seines Gewissens vollkommen angemessene Sprache zu führen! O Gott! Laß uns glauben, daß unter den sterblichen Menschen der Tröster, der gute, scharfsichtige, gefühlvolle Tröster es sei, welcher dir am meisten gefalle, dir, wenn es möglich ist, am ähnlichsten sei.

36.

Der in seinen Meinungen schwache Mensch.

Es geschieht weder aus Lustigkeit noch Albernheit, daß manche Leute ihre

Meinung lachend vorbringen, sondern weil sie schwach und furchtsam sind, und sich nicht darauf einlassen wollen, sie zu vertheidigen. Ihr Lachen zur unrechten Zeit ist eine Art von Rückzug, den sie sich auf jedem Fall vorbehalten.

37.

Familiengeist.

Kleine Bündnisse mitten in der allgemeinen Verbindung bilden wir allenthalben, sowohl in der moralischen, als physischen Welt. Das ist das große System der Natur, das Siegel der unendlichen Ordnung. Der Familiengeist gehört also zu den ursprünglichen Ideen.

38.

Schlechte Rechnung.

Ich will ihm beweisen, daß er Unrecht hat, und ich Recht habe. — Du bist auf dem Wege, dir viel Mühe zu geben, daß man dich minder liebe.

39.

Widerwärtigkeiten.

Ein Mittel, die meisten Widerwärtigkeiten zu ertragen, ist der Gedanke, daß durch den Zufall, worüber man sich beklagt, vielleicht ein wahres Unglück verhütet worden ist.

40.

Das Glück der Dummheit *).

Um glücklich zu sein, muß man ein Dummkopf sein. — Diese moralische Wahrheit ist eine der ältesten in der Welt.

Im ersten Buche Mosis liest man, daß, „als Adam und Eva von dem „Baum des Erkenntnisses gegessen hatten, „ihre Augen eröffnet wurden, und sie er„kannten, daß sie nackt waren" — das heißt: sie bekamen plötzlich eine Einsicht von der Niedrigkeit und dem Elende des Menschen — „aber ehe Gott sie aus dem

*) Dieser Aufsatz ist der einzige schon bekannte, und einer der ersten, welche Necker schrieb; allein seine Absicht war es, daß er mit den übrigen Stücken, welche diesen Band ausmachen, gedruckt werden sollte.

„Paradiese jagte, machte er ihnen einen „Rock von Fellen, und bekleidete sie mit „demselben.“

Das ist eine ewig denkwürdige Handlung seines Mitleidens gegen die Menschen. Dieses köstliche Kleid, dieser Rock von Fellen, der unsere Nacktheit bedecken soll, sind unsere angenehmen Irrthümer, ist unser süßes Vertrauen, ist die unverzagte Meinung von uns selbst. Glückliche Gaben, denen unsere Verdorbenheit den Namen, Dummheit, gegeben hat, die unsere Undankbarkeit zu verkennen sucht, die aber ohne allen Zweifel die einzigen Beschützer unsers Erdenglücks sind.

Seit die Menschen durch das Band der Gesellschaft mit einander vereinigt sind, hat sich unter ihnen eine stete Vergleichung, die Quelle ihrer Leiden und Freuden, erhoben.

Diese Vergleichung ist mannigfaltig in ihren Objekten, und verschieden in ihrem Umfange. Einige versetzen sich an das Ende der Erde, und gehn in die entlegensten Jahrhunderte zurück, um sich da, mit allen großen Menschen, welche sind, und waren, zu messen; andere nehmen ihre Höhe bloß in ihren gewöhnlichen Zirkeln; andere endlich begnügen sich, mehr gesunden Menschenverstand, als ihre Weiber und Kinder, zu beweisen; allen giebt eine und dieselbe Empfindung, Genuß.

Wer ist in diesem allgemeinen Wettringen der Welt der Athlet, der am sichersten auf Sieg rechnen kann? Der noch mit seinem Rock von Fellen bewafnete Mensch, der Dummkopf, mein Held!

Was liegt ihm daran, ob die Andern ihn aufrichten, oder niederschlagen? Er

führt sein Piedestal mit sich: ja, seine Meinung ist ihm Genüge. Sie ist ein Zauberbett, auf dem er sich wollüstig dehnt, und mit Wonne einschlummert.

Ach! wie könnte ich seine Glückseeligkeit lebendig genug schildern? Wie könnte ich würdig von Clyton, Chrisipp oder Alcindas reden? Rastlos mit sich selbst beschäftigt, glänzt die Zufriedenheit, die sie dabei empfinden, aus ihren Augen. Der Eine bekennt sie ohne Hehl, und treuherzig, der Andere entwickelt sie mit Methode, will seinen Schatz langsam zählen; der Dritte endlich hält sie mit ernster Gesetztheit zurück, um den Genuß seiner Verdienste durch das Gefühl einer heroischen Mäßigung noch zu erhöhen.

Welch ein liebenswürdiges Ding ist ein ganz mit sich selbst erfüllter Dummkopf! Fast unaufhörlich entfaltet er sich

mit anmuthiger Seltsamkeit; und in der That muß er durchaus Original sein, weil er sich einzig mit einem Gegenstande beschäftigt, an den die Andern nie gedacht haben.

Der Dummkopf und der Mann von Genie machen die Zierde der Welt aus; alle zwischen ihnen sich befindenden Klassen sind ohne Bedeutung und Leben, sind gleichsam dürre Flächen zwischen zwei malerischen Bergen.

Aber spielen auch der Dummkopf und der Mann von Geist eine gleiche Figur auf der Erde, so ist ihr Glück doch sehr verschieden.

Alle Beziehungen auffassend, verknüpft den Mann von Geist, der scharfsinnige Mann tausend verschiedene Gegenstände unter einige allgemeine Grundsätze. Für ihn zieht sich das Gemälde der Welt

enger zusammen, und die Farben desselben treten näher vor. Kaum auf der Mitte seiner Laufbahn bemerkt er schon, daß alles sich gleicht, und nichts erregt mehr seine Neugierde.

Der Dummkopf dem alle diese Beziehungen entgehen, würde noch nach zweihundert verlebten Jahren, und ohne aus seiner Stadt gekommen zu sein, Ursache sich zu verwundern finden. Da er die Ideen nicht klassificirt, da er keine derselben allgemein geltend macht, so erscheint ihm alles im Universum losgerissen, alles auffallend, alles Phänomen. Sein Leben ist eine verlängerte Kindheit; für ihn bewahrt die Natur stets ihre frische Gestalt.

In den Augen des beobachtenden Mannes ist die Zukunft bald nichts weiter, als eine wahrscheinliche Wiedergeburt der Vergangenheit, und er betrach-

tet sie ohne Vergnügen. Für den Dummkopf ist sie eine neue Schöpfung, und der Reiz der Hoffnung verschönert alle seine Tage.

Der Mann, welcher nachdenkt, und dessen Meditation tausend verschiedene Kombinationen umfaßt, sieht, wenn er wählen und einen Entschluß fassen soll, eine unendliche Zahl verschiedener, sich einander widersprechender Beweggründe sein Denkvermögen bestürmen, und die volle Thätigkeit seines Geistes mag seinen vielfältigen Perceptionen nicht genügen: er ist unschlüssig, ist auf der Folter.

Der Dummkopf wählt auf der Stelle; er hat fast keinen Vergleich anzustellen. Sein Auge ist ein dienstbares Glas, das nur einen oder zwei Gegenstände auf ein Mal in seinen Kopf durchläßt.

Ein anderes Unglück für Leute von Geist, was die Dummköpfe nicht kennen, ist die sich ihnen allenthalben darbietende Schwierigkeit, sich verständlich zu machen. Ihre Vernunft ist ein sechster Sinn, dessen Wirkungen zu erklären sie umsonst sich bemühen. Getäuscht durch die menschliche Gestalt strengen sie sich unglaublich an, ihre Ideen auf Andere zu verpflanzen, und gelingt es ihnen nicht endlich durch die Erfahrung, in den meisten Menschen nur ein Bild oder einen Gliedermann zu sehen, so verleben sie ihre Tage unter den Qualen der Danaiden.

Wenn der Mann von Geist, ermüdet von den äussern Gegenständen, in sich selbst zurückkehrt, so stört ihn die Vorstellung dessen, was ihm fehlt, rastlos in dem Genuß dessen, was er besitzt, und — er ist nie zufrieden.

Der Dummkopf kennt diese Leiden nicht. Geht er in sein Inneres zurück, so findet er daselbst stets einen liebreichen Wirth, der ihn ehrt und achtet, der immer artig, immer höflich, und immer bereit ist, ihn festlich zu empfangen.

Für den erleuchteten Mann ist die Vollkommenheit ein schroffer Felsen, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert; für den Dummkopf eine glatte Kugel, die sich rastlos um ihre eigene Axe dreht. Jeder Dummkopf glaubt, er sei oben, und bildet sich ein, auf den Köpfen seines Gleichen zu wandeln.

Nein nichts vermag die Heiterkeit eines Dummkopfes zu stören. Er kennt weder Neid noch Eifersucht, und da er seinen Ruhm auf nichts setzt, so findet er aller Orten eine Stelle für denselben.

Wird Damon im dreissigsten Jahre Rath, so bringt er sein Haar in Ordnung, um sich in die Sitzung zu begeben. Er giebt wirklich sein Urtheil ab, und wenn er die Ehrerbietung bedenkt, welche man ihm bezeugen muß, so hüllt er sich in majestätischen Ernst; allein diesen zu behaupten, wird ihm schwer. Eine Locke, die sich in der Perücke seines Kollegen lösset, ein Kind, welches fällt, ein Schmetterling, der seine Flügel am Lichte verbrannt hat, alles erweckt in ihm die Idee von seiner Ueberlegenheit, und reizt ihn zum Lachen. Kommt die Reihe zu reden an ihn, so läuft sein Ernst eine neue Gefahr; denn er versteht nicht, ein zueignendes Fürwort zu überhüpfen, versteht nicht, ich oder mein zu sagen, ohne daß ihn die Vorstellung eines reizendenden Eigenthums wonniglich kitzelt. Seine in

Falten zusammengelegte Züge werden wi= der seinen Willen glatt, und sein Gesicht giebt dem Reize der Lust nach.

Seht da zwei Dummköpfe sich mit einander unterhalten. Sie hören sich nicht, und doch lachen sie unaufhörlich. Während der Eine spricht, hat der An= dere einen Gesichtspunkt, der ihn ent= zückt, nämlich den zwischen dem, was er gesagt hat, und dem, was er sagen will. Beim Weggehen versprechen sie sich, bald wieder zu kommen, um sich mit einander zu erlustigen, und jeder von ihnen glaubt treuherzig, seinen Freund mit seinen wiz= zigen Einfällen ganz in Entzücken gesetzt zu haben.

Der Mann von Geist sagt feine, scharfsinnige Sachen oft mit schüchterner Zurückhaltung. Die Zartheit seines Ge= schmacks macht ihn schwierig; er mögte

sich gern über sich selbst verwundern. Ausserdem hat er die Eigenliebe in allen ihren Falten beobachtet, glaubt bemerkt zu haben, daß die meisten Menschen sich nicht leicht entschließen, Verstand bei einem ihres Gleichen zu finden, um so weniger, als derselbe aus Bescheidenheit das Ansehn hat, es selbst nicht zu wissen, und zum Ersatz für seinen Triumph seinen Bewunderern die Ehre der Entdeckung läßt.

Niemals wird der Dummkopf von solcher Mäßigung tyrannisirt. Er theilt seine Ideen mit vollem Vertrauen aus, und erhebt er sich zuweilen bis zu einer alltäglichen Bemerkung, so macht er sie mit Posaunenton bekannt, nimmt, damit es ihr an einem Gefolge nicht fehle, eine feine Miene an, und setzt sich, ganz strahlend von Ruhm, einige Schritte aus

sich selbst hinaus, um sich zu betrachten, nähert sich dann wieder, um sich zu hö=ren, und bei dieser süßen Beschäftigung, unterbrochen von seeliger Trunkenheit, ist er stolz auf den Tribut, den er sich selbst entrichtet.

Der Mann von Geist ist endlich, wenn er liebt, fast nie zufrieden. Die Feinheit seiner Vorstellungen ist ein Hin=derniß seines Glücks. Ein Wort, wel=ches seiner Gebieterin entwischt, ein Blick, auf dem er sie ertappt, ein Ton ihrer Stimme; den er dollmetscht, tau=send unwahrnehmbare Nuancen, alles dies reicht hin, ihn in seinen Hoffnungen zu stören. Und ist er endlich im Genuß der zärtlichsten Liebe, so hat er noch an seinem Verstande einen Plagegeist, der sein Herz mit den feinsten Unterscheidun=gen quält. Er ist dem Zweifel hingege=

ben, ob er der Geliebte sei, oder ob man nicht sich selbst in ihm liebe; er fürchtet, geliebt zu werden, weil er liebt, nicht durch den Reiz einer unwiderstehlichen Neigung; er zerlegt die Liebe, und ihre Süßigkeiten fliehen ihn.

Ohne geliebt zu werden, genießt der Dummkopf diese Süßigkeiten. Er glaubt auf die Weiber eben den schnellen Eindruck zu machen, den er auf sich selbst macht. Seine glücklich organisirte Krystallinse sammelt in ihrem Brennpunkt alle sich zerstreuende Stralen, und, wenn er kaum bemerkt wird, so glaubt er jedermanns Blicke auf sich zu ziehen. Für geliebt hält er sich, weil er liebenswürdig, und für liebenswürdig, weil er — ein Dummkopf ist; auf dieser unerschütterlichen Basis ist sein Glück gegründet. Daher sei man ganz ausser Sorgen: — der Dummkopf war ein

glücklicher Liebhaber, und ist ein friedli=
licher Ehemann; und da sich für ihn alles
in Glück verwandelt, so ist er, wenn,
wie es leicht möglich ist, das Loos ihn
treffen sollte, Hahnrei zu sein, es mit ei=
ner Wonne, wonach der glücklich Liebende
sich sehnt. Sieht er beim Anbruch des
Tages jemand aus dem Zimmer seiner
Frau kommen, so läuft er zu ihr hin,
öffnet ihr Schmuckkästchen, zählt ihre
Diamanten, und lacht, wie ein Narr,
darüber, daß der Dieb sie nicht zu finden
gewußt hat.

Welch ein glückliches Schauspiel stellt
dieses Gemälde, so unvollkommen es ist,
nicht unsern Augen dar! Seid ihr dage=
gen gefühllos, ihr Väter und Mütter?
Werdet ihr euer Erziehungssystem nicht
verändern? Um eure Eitelkeit zu kitzeln,
um euren Pomp zu vermehren, wünscht

ihr, daß eure Kinder durch Verstand und Kenntnisse glänzen; darum arbeitet ihr aus allen Kräften daran. Ihr bauet Gerüste, auf welche ihr steigen wollt, und bei eurer ungeduldigen Hoffart, sind euch die schönsten Augenblicke ihres Lebens, ihre Kindheit, lästig. Oder, gesteht offenherzig; was ist denn euer Wahn? Wie? Weil ihr nur durch die Urtheile Anderer euch beglückt findet, haltet ihr euch für die Wohlthäter eurer Kinder, wenn ihr ihnen dieselbe Empfindung einflößt, und ihnen, sie zu befriedigen, helft! -- Barbaren seid ihr! Könnten sie euch sagen: ihr hättet unser Glück auf unsere eigene Meinung gründen können, und ihr habt es von der Meinung Anderer abhängig gemacht; ihr hättet das Wasser, das unsern Durst gelöscht hätte, in unsere Behälter schöpfen können, und ihr

habt die Quelle desselben auf ein fremdes Feld sprudeln lassen! . . . . . .

Bestrebt euch daher, diesen Vorwurf von euren Kindern ferner nicht zu verdienen; statt ihre Person zu verschönern, blendet ihnen die Augen, gebt ihnen, wo möglich, eine unzerstörbare Meinung von sich selbst. So geharnischt werft sie in die Welt, und bedecken sie sich mit Lächerlichkeiten, so seid deswegen ohne Sorgen: ihr Glück ist es, was euch anvertraut wurde, nicht ihr Ruhm.

Umsonst wendet ihr ein: es sei eure Pflicht, sie der Vollkommenheit näher zu bringen. Das Glück ist die Vollkommenheit des Menschen, und wenn Jeder durch das Geschenk der Dummheit dieses Glück in sich selbst findet, so mögten so viele gesellige Tugenden, die man heutiges Tages Vollkommenheit nennt, nichts

anders, als unnütze Aufopferungen sein. Die Feinheit unserer Empfindungen, die Zartheit unserer Eigenliebe macht diese Vollkommenheit so drückend, man muß sie mit Anstrengung in einer Vereinigung von Eigenschaften, die Andern angenehm sind, in dem Studium ihres Geschmacks, und in ihrem Beifall suchen; aber eine solche Vollkommenheit ist Sklaverei: sie ist von der Meinung, dieser übermüthigen, wunderlichen Gottheit, abhängig. Ach! könnten wir doch von ihrer Verehrung alle, die wir lieben, abspännstig machen! Fragt ihre Anhänger, welche Thränen ihnen dieser Dienst ausgepreßt hat! — Mein Held hat nie eine einzige vergossen. Der Mann von Geist ist an den Altären der Meinung Opferpriester und Opferthier; der Dummkopf an denselben Altären Verehrer und Gottheit.

So helft mir denn, ihr Leute von Geist, die Zahl der Dummköpfe auf der Erde vermehren. Ich bin wohl im Stande, ihr Glück zu fühlen, aber ihr allein habt das Vermögen, ein neues System zu verbreiten. Warum weigert ihr euch dessen? Warum diese verächtliche Miene? Der Abstand, der euch von ihnen trennt und der euch unendlich scheint, entgeht, vielleicht Millionen von Wesen über euch. Wer weiß, ob im Universum nicht Jeder der Dummkopf eines Andern ist? Wer weiß, ob ihr es nicht für die Bewohner des Mondes, oder für einige ätherische Geister seid? Glaubt ihr etwa nicht daran, weil ihr sie nicht auf eure Kosten lachen hört? Aber eure Dummköpfe hören euch auch nicht; und es ist ja eben der unterscheidende Charakter der Dummheit, nichts wahrzunehmen, oder

die Gränzen seiner Ansicht für die Gränze dessen was wirklich ist, zu halten.

Seid daher schüchterner, und minder zuversichtlich; und weit entfernt, die Dummköpfe, auf die ihr stoßt, zu verachten, bewundert ihr Glück, und erkennt, daß ihnen, um auf den Namen, Leute von Genie, Anspruch zu machen, nichts fehlt, als aus eigener Wahl Dummköpfe geworden zu sein.

41.

Der verdrießliche Dummkopf.

1804.

Es giebt Dummköpfe von der besten Komposition, mit denen es sich sehr gut leben läßt; eben ist von ihrem Glück die Rede gewesen. Es giebt aber noch an-

dere, die ihre rauhe Seite haben, und deren Umgang nicht so behaglich ist, nämlich solche Dummköpfe, die sich selbst bemerken — versteht man mich? — Die folglich minder ihrer selbst gewiß sind, minder selbstgefällige Zuversicht besitzen. Nur sehr dunkel ahnen sie ihre Mittelmäßigkeit; und versperren auf jedem Fall allem Licht, worin sie stehen könnten, den Zugang. Sie haben z. B. einen gewissen Vorrath von Ideen und Denksprüchen, die ihnen gleichsam, als Vorposten dienen, um zu verhindern, daß man ihrem Verstande und ihren Kenntnissen nicht zu nahe komme. Sie glauben auch, daß diese allgemeinen Ideen und Denksprüche ihnen einen Platz auf der Liste der Denker verschaffen, und aus übelverstandener Würde weigern sie sich, sich umständlich zu erklären, so wie sie jede untergeordnete

Arbeit ablehnen würden. Bei ihnen ist immer die Rede von langer Zeit, kurzer Zeit, immer von Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart, vom Leben, nie von so und so viel Tagen, so und so viel Jahren. Vorzugsweise gebrauchen sie auch Adjektiva von weitem Sinn, um jede genaue Bestimmung zu vermeiden; kurz sie haben jene Mischung von Ungewißheit und Zuversichtlichkeit, von Anmaaßung und Mäßigung, welche sie oft so unglücklich macht, als die vollendeten Dummköpfe glücklich sind. Auch fehlt ihnen stets diejenige Zufriedenheit mit ihrer Lage, die in einem System der Eigenliebe sowohl, als in der Haushaltungskunst nothwendig ist.

42.

Das Lob.

Sollte man es glauben! Die meisten Menschen, welche man augenscheinlich glücklich macht, wenn man sie lobt, und sich mit ihnen beschäftigt, denken nicht daran, sich desselben Mittels zu bedienen, um Andern zu gefallen, und um die Leute, welche sie am meisten gebrauchen müssen, zu fesseln. Woher kömmt das? Ich begreife es nicht; denn die Wahrnehmung ist leicht, und die Ausführung sehr einfach. Ihr seid alle ein wenig dumm, ihr lieben Freunde; anders kann ich mir es nicht erklären.

43.

Die Thränen.

Ach! wieviel Arten von Thränen! Wie sehr verschieden sind sie in ihren Ursachen und Wirkungen, und doch haben sie alle nur einen Namen!

Du bist bewegt, deine Augen benetzen sich, du weinst wenn man von dir spricht, wenn du eine deiner Arbeiten lieseſt; — glaube mir, mein Freund: du erweckſt meine Theilnahme nicht; ich werde mich nicht dieſer ſo zärtlichen Liebe zugeſellen, welche du für dich ſelbſt fühlſt.

Du weinſt, weil dein Stolz gebeugt iſt, weil er leidet, und weil du abgehalten worden biſt, die leidenſchaftliche Begierde zu befriedigen, deinen Rachgefühlen freien Lauf zu laſſen. Deine übermü-

thigen Beklemmungen werde ich eben so wenig mitempfinden. Nein, alle diese Thränen des Stolzes, wie die Thränen der Eigenliebe, rühren mich nicht.

Und du, der du weinst, wie du athmest; du, der du alle Augenblicke und bei jeder Gelegenheit, mit verzagter Schwäche weinst; — siehe mich bereit, dich zu verachten. Ich wende meine Blicke von deinem, mit kalten Thränen überschwemmten Gesicht, welches du, als ein Zeugniß deines Gefühls, zur Schau trägst.

Welche sind denn die Thränen, die uns rühren sollen? Die, welche uns wirklich rühren, die welche dem Unglücklichen fast ohne sein Wissen entfallen, und die er zu erkünsteln sich schämen würde.

Eure Thränen sind es, ehrwürdige Eltern, wenn ihr aus allen euren Kräften

strebt, sie mitten in der Gesellschaft zu unterdrücken, weil ihr fürchtet, daß sie die Undankbarkeit eines geliebten Sohnes anklagen könnten.

Deine Thränen sind es, reizendes Kind, wenn deine eigene Mutter dich ungerecht mißhandelt, wenn du bestraft wirst, ohne deine Vergehungen zu kennen, und wenn du einen Schutz anrufst, ohne noch zu wissen, ob es für dich einen giebt.

Auch deine Thränen sind es, schöne, junge Idalie, diese Thränen, die du nimmer vergossen haben würdest, wärst du glücklich geblieben, nimmer vergossen haben würdest, wäre ein geliebter Gatte dir nicht treulos worden. Weine er ist anderswo, und du denkst nur an ihn; weine, alles hat in deinem Glück eine andere Gestalt angenommen.

Aber du, meine Freundin! du fürchte nichts; eine einzige deiner Thränen giebt mir den Tod! Fürchte nichts; mein aufmerksames, mein wachsames Herz wird deine Leiden in ihrer Quelle beobachten. Und, du weißt, ich habe mir Geschicklichkeit erworben in der Kunst, sie zu lindern; durch die Liebe habe ich es gelernt. Aber, wenn Ideen, unglücklich für uns beide, uns ergreifen, wenn sie uns an die Hinfälligkeit des Lebens, und an seine ungleiche Dauer mahnen, so laß uns nicht suchen, den Gefühlen zu entfliehen, die uns bewegen, laß sie rinnen diese Thränen himmlischen Ursprungs, diese frommen Thränen, welche dem alleinherrschenden Lenker unseres Geschicks darzubieten, ein geheimer Instinkt uns anfeuert. Er ist es, der durch eins

von den Geheimnissen seiner Allmacht unsere Thränen mit seiner Güte in Verbindung setzte. Ja, in diesem Zustande der Traurigkeit und der Demuth fühlen wir uns unserm Gott näher, als ein Monarch auf dem erhabensten Thron der Erde. Hoher Gegenstand des Nachdenkens, reich, wie ich glaube, an Trost!

44.

Affektation.

Es giebt wenige, ihrer selbst so sichere Leute, daß sie sich in Gesellschaften ganz ohne Kunst zeigen könnten. Zuweilen erborgen sie die Manieren Anderer, am häufigsten aber haben sie eine eigene Komposition in Bereitschaft, deren sie sich an festlichen Tagen bedienen. Alles dieses

nützt nichts, und es ist sehr übel, angebracht, wenn man beständig affektirt, bei jeder Phrase alle Superlativen erschöpft, und übertrieben gestikulirt, um glauben zu machen, als sei man von dem Feuer seiner Vorstellungen ganz hingerissen. Immer liegt ein Zuviel in der Schilderung dieser verschiedenen Gefühle; und macht dieses Zuviel den Zirkel, wovon man umgeben ist, sichtlich kälter, so glaubt man, nicht genug gethan zu haben, und übertreibt noch mehr. So ist die Affektation eine Lächerlichkeit, ein Fehler, der durch seine öftere Begehung zunimmt. Warum Andere zwingen, von eurer Rechnung einen Abzug zu machen? Sie thun es ungesäumt, thun es über die Gebühr, und halten euch, ohne es zu wollen, für schlimmer, als ihr seid.

45.

Leichtgläubigkeit der Eltern.

Kinder, von leichtgläubigen Eltern erzogen, gewöhnen sich zur Affektation. Sie sehen, daß man sie wegen gefühlvoller Ausdrücke, welche die Wahrheit überschreiten, lobt und liebkost, und bedienen sich dieses Mittels, dieses so leichten Mittels zu gefallen. Alles dieses ist nicht der Fall bei Eltern, welche ein richtiges Gehör haben, und ihren Kindern nie einen falschen Ton gestatten.

46.

Vorwürfe.

Werft nie jemand einen Fehltritt vor, wenn die Zeit vorbei ist, wo er wieder gut

gemacht werden kann. Hat er nicht an seiner Reue genug?

47.

Menschenhaß.

Chrysipp giebt sich für einen Menschenfeind aus, und doch strebt er eifrig nach öffentlichem Beifall. Er vergißt dann, daß dieser Verein von Menschen ganz aus Wesen unserer Gattung und Art besteht.

Ich mag es nicht weiter hören, was man so oft sagt, daß, je genauer man die Menschen kenne, desto minder man sie achten könne. Ein hartes Wort, das, wie wir alle wünschen müssen, falsch sein möge:

Unsere Einbildungskraft verschönert die Menschen nicht, welche wir in der

Nähe sehen, und hier steckt ihr erster Fehler. Aber macht ihr ihnen auch die größten Vorwürfe, erscheinen sie euch auch hassenswürdig, ja selbst verbrecherisch, so würdet ihr sie doch wahrscheinlich minder strenge beurtheilen, wenn ihr sie besser kenntet, wenn ihr ihre geheimsten Gedanken zu wissen im Stande wäret. Dann würdet ihr die Bedenklichkeiten, die Kämpfe, die Gewissensbisse erblicken, welche dem Verbrechen vorhergingen, und ihm folgten, würdet die Anlässe, die zufälligen Ereignisse gewahr werden, welche die einen auf den Weg der Tugend leiteten, und die andern auf die Straße des Lasters warfen. Ihr würdet sehen, wenn ihr die geheime Geschichte des menschlichen Herzens Wort für Wort durchleset, daß ein einziger Fehltritt in dem Ringen mit einer heftigen Leidenschaft vielleicht das ganze

Loos eines jezt durch die öffentliche Meinung gebrandmarkten Lebens nach sich zog. Ihr würdet sehen, daß von zwei am Abgrunde des Lasters stehenden Menschen einer zurückgerissen wurde, indem er eines Freundes Arm faßte, und auf dessen Stimme hörte; der andere hinabstürzte, weil er ohne Rath, ohne Stütze war. Ihr würdet ferner bemerken, daß eine Stunde, vielleicht nur ein Augenblick mehr zur Ueberlegung jenen unglücklchen Entschluß verhütet hätte, der einen Menschen um Ehre und Leben bringen muß; und nicht ohne Rührung werdet ihr wahrnehmen, daß dieser Mensch, welcher die öffentliche Ordnung tollkühn verlezt, aus wunderbarer Mischung zugleich ein guter Vater, ein zärtlicher Ehemann, ein treuer Freund ist.

Könnte man nicht zuweilen ganz sanften Eigenschaften ein öffentliches Verbrechen zuschreiben, oder es doch wenigstens davon herleiten? Eben hat Euphemon durch die seinige die Zahl der Stimmen vermehrt, welche einen Unschuldigen verurtheilen, zum Tode verurtheilen. Euphemon hat es wissentlich gethan, denn er selbst hielt das Schlachtopfer nicht für schuldig: er hat also eine furchtbare That begangen. Aber schauet in seine Seele, studirt, beobachtet seine innern Regungen. Die Furcht beherrschte alle seine Sinne, er sah den Pöbel wütend, bereit, einen Dolch in seine Brust zu stoßen, wenn er sich von der triumphirenden Partei trennte. Ihm war der Muth entfallen; allein er hängt an dem Leben, weil er bis zur Anbetung eine Gattin liebt, deren Abgott er ist, weil zarte Kinder,

stets die Gegenstände seines Schutzes und seiner Liebkosungen, keine andere Stütze haben, als ihn. Unstreitig ist er immer ein Verbrecher, er fühlt es selbst, sein Gemüth ist deswegen in der schrecklichsten Unruhe; allein weil seine Lage euch zum Erbarmen bewegt, so muß auch eure Strenge sich mindern, wenn ihr ihn näher kennt.

So haben alle meine Bemerkungen den Zweck zu beweisen, daß eine genauere Kenntniß der Menschen nicht nothwendiger Weise zu einer größeren Verachtung derselben führe. Glückliche Bemerkungen, die man in die Zahl der tröstlichen Wahrheiten aufnehmen kann! Würden wir uns dann der Hoffnung nicht erfreuen können, daß der allwaltende Gott, der Gott, welcher das Geheimniß aller unserer Empfindungen, aller unserer Ent-

schlüsse durchschaut, der Gott, welcher unsere Gedanken von ihrem Entstehen bis zu ihrem Ende kennt, daß dieser Gott ein Gott der Langmuth und des Erbarmens sei? Und besser werden wir es fassen, warum Jesus Christus, der tief forschende und zugleich so einfache Lehrer, Jesus Christus, unser göttlicher Führer, die ausdruckvollsten liebreichen Worte gebraucht, um unser Urtheil über die Menschen, über ihre Fehler und Schwachheiten zu leiten: wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. — Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. — Sie hat sehr geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden.

Nein, nein, ihr gestrengen, und leider menschenfeindlichen Richter: aus

einer genauern Kenntniß der Menschen soll keine größere Verachtung, kein größerer Haß derselben entspringen!

48.

Man.

Man tadelt euch — man klagt euch an — man erwartet diese oder jene Rechtfertigung, dieses oder jenes Opfer von euch — man sagt von euch — man wird von euch sagen. . . . . Wer ist denn der König Man, dessen Autorität so oft angeführt wird? Ein König ohne glänzende Umgebungen, ohne Pomp, ohne einen sichtbaren Thron, und nichtsdestoweniger gehorcht jeder seiner Stimme, jeder zittert vor ihm. Wunderlicher König, der mit gleicher Ge-

walt in den kleinsten, wie in den wichtigsten Sachen Herr ist! Man redet nicht mehr von der Politik, von der Regierung, von dem gesellschaftlichen Interesse, und augenblicklich vermeidet jeder diese Gegenstände der Unterhaltung. Man trägt am Kopfe keine Federn mehr, und von einem Ende Europens bis zum andern werfen die Weiber diese Federn weg. Man, mächtiger König; wie süß ist es, dir Hohn zu sprechen! Aber um dieß wagen zu können, muß man in der Einsamkeit leben. Man, mächtiger König! in Frankreich halte stets deine Sitzungen; da wirst du immer Rekruten für deine Miliz, worin Deine Stärke besteht, für die zahllose Legion der Nachahmer, finden.

49.

Fehler, die man in Vorzüge verwandelt.

Statt seine Fehler abzulegen, hat Kleon sich in den Kopf gesetzt, sie als gute Eigenschaften geltend zu machen. Er will, daß wir seine Trägheit für eine edle Gleichgültigkeit gegen die Eitelkeiten der Welt, und gegen die mancherlei Gegenstände, wodurch die Menschen sich blenden lassen, halten sollen. Er ist leicht gereizt, und spricht nur von seinem ausnehmend starken Gefühl. Er hat grobe Manieren, und er schmückt sie mit dem schönen Worte, freimüthig. Seinen Geiz nennt er Ordnung, und sein argwöhnisches Mißtrauen leitet er von seiner vollkommenen Kenntniß der Menschen her.

Seine Nachlässigkeit, sein öfteres Vergessen ist kombinirte Zögerung, überdachte Langsamkeit; kurz es liegt nicht an ihm, wenn man sogar in seiner Geistesarmuth sich nicht irrt, und sie nicht für eine durch die Umstände nothwendig gemachte Vorsicht gehalten wird. Der einzige seiner Fehler, den er, durch eine gute Eigenschaft zu erklären, nicht versucht hat, ist seine verachtende Miene. Sie ist eine Waffe, die er gebrauchen will, und er wünscht, daß man sie fürchte. Uebrigens ist es ihm nie gelungen, in diesem Punkt zu berücken; denn die Eigenliebe Anderer ist zu wachsam, um etwas unrecht zu beurtheilen, was sie selbst betrifft. Hätte überhaupt Kleon die Zeit, welche er gebrauchte, sich für einen andern auszugeben, angewendet sich zu vervoll-

kommen, er wäre sicherlich ein in der Gesellschaft ausgezeichneter Mann geworden.

50.

Die Alten. Sprache, die sich nicht für sie schickt.

Die armen Alten! Was sie am spätesten lernen, ist die Wahrheit, daß sie Liebkosungen und zärtliche Wörter selbst gegen ihre Kinder, behutsam gebrauchen sollten. Ich zweifle, ob gegen irgend jemand ihnen diese Sprache ansteht. Ich liebe dich, sind ätherische Worte, sind Worte vom Himmel, welche auf der Erde von der Schönheit begleitet sein wollen, und den vollen Schmuck des jugendlichen Alters erfordern.

51.

Fragment über die Ueblichkeiten in den ersten Gesellschaften Frankreichs.

1786.

Das deutsche Zeremoniel ist nicht in Frankreich eingeführt, und der politische Rang ist daselbst nicht so fest bestimmt, wie in England. Daher ist es allein die Meinung, die in der großen Gesellschaft Gewalt übende Meinung, welche die verschiedenen Grade der Achtung nach der großen Mannigfaltigkeit des Standes, der Geburt und des Ansehens bestimmt. Für diese Verschiedenheiten giebt es wohl ein System; aber es steht nirgends geschrieben, und ist allmählig so fein, so unmerklich geworden, daß man es die stillschweigende Gesetzgebung (législation des sous-entendus) nennen

könnte. Diese Benennung würde um so viel richtiger sein, als, obgleich niemand auf ein Recht Anspruch macht, man nichtsdestoweniger, wenn man darauf Acht hat, wahrnimmt, daß jeder für den Platz sorgt, der ihm gebührt; und während die Würden unter einander gemischt scheinen, giebt es durchaus, selbst nicht die geringste Gradation, die nicht durch einen Wechsel der Nüancen bemerklich gemacht wird. Die größte Geschicklichkeit einer Dame von Hause, und vielleicht auch ihr Vergnügen, wenn sie zugleich eine sehr vornehme Dame ist, besteht darin, daß sie es zu erkennen giebt, ihr seien alle jene Verschiedenheiten klar, aber daß sie es mit schonender Feinheit thut, um niemand gerechten Grund zur Klage zu geben.

Ein vornehme Dame, welche einen Zirkel hält, hat immer einen bestimmten Platz gegen eine Ecke ihres Kamins. Ihr Armsessel von eigener Bauart muß ein einfaches, aber bequemes Ansehen haben, um die Voraussetzung zuzulassen, daß sie sich in ihrer Gewohnheit nicht stören lasse. Vor ihr steht gewöhnlich ein Stickrahmen, der sich leicht vor und rückwärts schieben läßt, und ihre Arme ruhen auf einer immer nur angefange= nen Arbeit, damit man keinen Grund dazu bemerke. Mit edler Nachlässigkeit weiß sie ihre Nadel auf und abwärts zu führen. Dieser Stickrahmen entbindet die Frau von Hause von der Pflicht, ganz aufzustehen, oder es gewöhnlich zu thun, wenn neue Besuche in ihr Zimmer treten. Indessen giebt es Ausnahmen, aber sehr selten. Sie spart nämlich diese Ehre für

Prinzen von Geblüt, oder für fremde Damen vom ersten Range, oder für Generale, welche eben eine Schlacht gewonnen haben, oder für einen Minister, der in Kredit ist, für lezteren indessen unter der Bedingung, daß er genug Ansehen besitze, um es zweifelhaft zu lassen, ob man nicht allein seinem Verdienste huldige. Leute, die eine ungewisse Existenz in der Welt führen, und denen man Muth machen will, empfängt man auch noch besonders, jedoch bloß aus zuvorkommende Artigkeit. Verstehen diese das aber auf eine unrechte Art, so giebt eine Frage in abgebrochenem Ton, auf deren Ende ein scharfer Accent gelegt wird, ihnen zu verstehen, daß sie zu bald vertraulich geworden sind. Mehr Geschicklichkeit wird hierzu erfordert, wenn ihr es mit Leuten zu thun habt, die im

Range nahe an euch, oder die nicht weit genug von euch abstehen, um zu glauben, daß sie unter euch sind, wird erfordert vor allen in dem Augenblick, wo ein Wort, eine Wendung von eurer Seite eure Meinung zu deutlich zu erkennen geben könnte. Geschmack, Takt ist es, was das Benehmen einer Dame von Stande, als Dame des Hauses, leitet; Geschmack, Takt ist es, was nicht zugiebt, daß sie sich in den feinen Unterscheidungen irrt, die sie in ihrem Gesellschaftssaal zu machen sich bemüht — unter Damen vom Stande, Damen vom ersten Stande, Hofdamen, betitelten Damen, berühmten Damen, Damen, persönlich von hoher Abkunft, aber mit einem Mann, der tiefer steht, verbunden, Damen, die durch ihre Heirath einen gemeinen Namen mit einem sehr ausgezeichneten vertauscht

haben, und endlich zuweilen Frauen von gutem Namen aus dem Civilstande, und Frauen, deren vorzüglichstes Ansehn in einem aufwandsvollen Hause und in guten Soupers besteht. Leicht ist es wahrhaftig einem deutschen Genealogisten, die Ahnen zu zählen, welche, in den Kapiteln aufzutreten, berechtigen; aber ein ganz anderes Unternehmen ist es, unwahrnehmbare Abstuffungen schnell zu fassen, und nach ihnen seinen Ton, seine Formen, seine Manieren abzumessen. Um sich gut heraus zu finden, bedarf es ganz der französischen Gewandtheit, und Weltkenntniß. Man hat es stets mit Eigenliebe zu thun, die leicht in Harnisch gejagt ist, so daß der kleinste Fehler im Zumessen schnell aufgefaßt wird.

Ich werfe auch einen Blick auf die Art, womit jeder einzeln seinen Rang

in der großen Gesellschaft zu behaupten, sich bestrebt, und das geschieht durch eben so feine, fast unbemerkbare Manieren. Immer wähle ich die Weiber als Beispiele, weil sie insbesondere zur Beobachtung der Eitelkeiten bestimmt sind, welches die Männer selbst so gewollt zu haben scheinen. Sie haben, gleich bei ihrem Eintritt in den Saal eine Art zu grüßen, sich zu setzen, um sich her zu blicken, welche schon den Grad ihrer Zuversicht, und das, was sie von ihrem Verhältniß zu Andern denken, bezeichnet. Auch geben sie sich durch etwas Schleppendes, Schmachtendes in der Stimme zu erkennen, so wie durch ein mehr oder minder betontes Wort, und wollen sie verschiedene Arten von Achtung zeigen, so wissen sie jede durch die mannigfaltige Beschaffenheit ihrer Verbeugung auszudrücken,

eine Beschaffenheit, die sich, unendliche Nüancen durchlaufend, von der Begleitung mit einer Schulter, welches fast eine Unart ist, bis zu jener edlen, ehrerbietigen Verneigung erstreckt, welche so wenige Damen, selbst die vom Hofe, gut zu machen verstehen — jener langsamen Senkung, mit niedergeschlagenen Augen, gerade gehaltenen Körper, und mit einer Art, sich wieder zu erheben, indem man den Gegenstand des Grußes sittsam anblickt, und sich anmuthsvoll zurückwirft. Dieses alles ist feiner, zarter, als Worte, aber, als Ehrerbietungszeichen sehr ausdrucksvoll.

Ein augenblicklicher Kampf für die Eigenliebe der Versammlung entsteht, wenn es aus dem Salon in den Speisesaal geht. Die Damen werden nicht von den Herren geführt, wie es sonst zu sein

pflegte: dieser Brauch hat sich wahrscheinlich verändert, so wie das Eitelkeitssystem verfeinert worden ist. Diesem gemäß mußte man die Männer aus dem Spiel lassen, weil sie unausbleiblich der Sache eine bestimmte Richtung geben. Also betrachte man die Damen, welche alle zugleich sich der Thüre des Salons nähern, um sich in den Speisesaal zu begeben. Nach ihrer gefaßten Miene sollte man glauben, daß keine Idee von Rivalität ihnen einfallen könnte, und doch denken sie vielleicht in diesem Augenblick an nichts anders. Einige, die sich ganz zerstreut stellen, sind die ersten an der Thür des Salons, und nun brechen sie, indem sie gewahr werden, daß sie keine hinter sich haben, in Ausrufungen des Erstaunens über ihre Vergessenheit, oder in ein lautes Gelächter aus. Zugleich

ziehen sie sich einförmig wieder zurück. Darauf sagt man zu ihnen: gehen sie doch, Mesdames, und die, welche dies sagen, sind nun wieder im Vortheil; denn, gehen sie doch, ist eine Art von Erlaubniß. Die Ueberlegenheit ist noch deutlicher, wenn es heißt: gehen sie doch, Mesdames: sie sind nahe an der Thür; denn die Erlaubniß, weil sie motivirt ist, stellt es nicht mehr ins Belieben. Man rächt sich, indem man sagt: kommen sie doch Frau Marschallin; niemand wird ihnen vorgehen. Die Frau Marschallin giebt der Einladung nach und geht zuerst aus der Thür. Dann folgen die Andern; aber einige Damen sind zurück geblieben. Sie hielten es für besser, daß der kleine Streit sich ohne sie endigte: fürchteten, mehr als Andere, das Spiel der Eigenliebe,

glaubten, schlechtere Karten zu haben. Die eine hat ihren Fächer fallen lassen, um Gelegenheit zu bekommen, zurück zu kehren; die andere den Arm eines Herrn gefaßt, und, mit ihm sprechend, ihre Schritte verzögert, die dritte endlich verweilt vor einem Spiegel, um eine ihrer Locken wieder in Ordnung zu bringen. Kurz jede spielt in dieser kleinen Scene ihre Rolle mit vieler Sorgfalt.

Die Männer nehmen, wie ich gesagt habe, an diesem Kampfe zwischen den Eitelkeiten keinen Theil. Zwar haben sie auch ihre nebenbuhlerischen Anmaßungen, aber diese richten sich auf bestimmtere Gegenstände, und die Gelegenheit, sie zu äußern, zeigt sich nicht täglich. Sie vermeiden sie sogar, weil sie fürchten, sich gegenseitig zu beleidigen, besonders seit die Meinung, welche die

Abstände allmählig einander näher bringt, niemand gestattet, sich einer Wiedergutmachung zu entziehen. Wir wissen indessen alle, daß die erste Klasse der Gesellschaft sich nach und nach Distinktions-Zeichen zugeeignet hat, daß sie aber auch auf dieselben Verzicht leistete, so wie die zweite Klasse sie nachzuahmen anfing. In dieser Art hat man nichts übergangen, von den höchsten Federbüschen bis zu den Schnabelschuhen, von der Vermehrung der Titel bis zu dem unter den spanischen Grands der ältesten Abkunft eingeführten Du. Aber laßt die Hoffart nur; sie wird wohl noch Zeichen finden, sich bemerklich zu machen. Ein Montmorenci behauptete in einer Gesellschaft, in der ich zugegen war, daß alle eigenthümlichen Wendungen der Sprache, die verschiedenen Arten der Superiorität zu

bezeichnen, durch die Anwendung, welche man davon gemacht hätte, in Mißkredit gekommen wären. Bald darauf brachte ein Ohngefähr es zuwege, daß derselbe Herr von Montmorenci, als er von einer Person reden hörte, die, wie man annahm, mit seinem Hause in Verbindung gestanden hatte, sagte: man irrt sich, diese Person war mit uns Andern über den Fuß gespannt. Ich sagte ganz leise zu einer Dame, die nahe bei mir stand: sie könnten dem Herrn von Montmorenci wohl bemerklich machen, daß die Sprache nicht so erschöpft sei; wie er vor einigen Augenblicken versicherte. — Mit uns Andern, ist in der That ein gewählter Ausdruck, der ganz einfach ist, gar kein ungewöhnliches Ansehen hat, und doch nur einem Hause ausser der Linie zukom-

men kann; und ich weiß nicht, ob jeder Andere ihn hätte wagen mögen. . . . .

. . . . . .

. . . . . .

1793.

Man sieht, wenn man dieses Fragment über die gesellschaftlichen Gebräuche liest, daß unmittelbar vor der Revolution die Eitelkeiten sich täglich unter feineren Formen erzeugten, gleichsam nur Hauche; aber zwei Jahre, nur zwei Jahre nachher, war die Sprache zu schwach, die verschiedenen Pretensionen auszudrücken, und die um die Mißgunst im Kampf begriffenen Empfindungen zu bezeichnen. Nach einer Epoche, nach einem Zustande der Gesellschaft, wo nichts kräftig ausgedrückt werden konnte, wo äussere Form und Manieren

das Aequivalent der Worte geworden waren, hat die Sprache eine Rauhigkeit angenommen, wovon man sonst keinen Begriff hatte. Man hat einen Haufen Wörter, energischer sogar, als die Sachen, eine Menge barbarischer Wörter in dieselbe eingeführt, welche in Vulkans dunkeln Hölen, und von derselben Hand, welche die Donnerkeile gießt, gebildet zu sein scheinen. Welch ein Kontrast in einem so kleinen Zeitraum! Einer der auffallendsten und merkwürdigsten.

52.

Die Gewohnheit bei den Domestiken.

Die Gewohnheit ist für die Domestiken eine Art von bestimmtem Gesetz. Man muß sich darin fügen, oder mit ihnen brechen.

53.

Der Despot.

Der Despot, welcher seine Nation von den öffentlichen Geschäften sehr entfernt hält, macht sie endlich ganz gleichgültig dagegen. Sie hat noch ein Land, aber kein Vaterland mehr.

54.

Gefährliche Geheimnißbewahrer.

Vertraue Deine Geheimnisse nie Leuten, die seicht von Geist sind, und zugleich die Sucht haben, zu gefallen. Sie besitzen keinen Gedanken, den sie mittheilen könnten, und eilen, das einzige, was sie von ohngefähr zuerst erfahren, zu wiederholen.

55.
Gewohnheits-Lachen.

Fiervals Lachen zu allem Treffenden oder Lustigen, was ihr sagt, ist ein Gewohnheits-Lachen. Macht euch damit nicht groß: er begann es, ehe ihr spracht.

56.
Eigenthümliches Glück des gemeinen Mannes.

Sehr schade ist es, daß der gemeine Mann die vollkommnern Freuden des Gefühls nicht kennt. Er würde ein besonderes Glück in der ihm obliegenden Pflicht finden, sich vereint rastlos mit einem gemeinschaftlichen Interesse, mit seiner häuslichen Oekonomie, zu beschäftigen.

57.

Sprache der Madame von Stael.

Die Sprache der Madame von Stael hat ein gewisses Etwas, was schön genannt werden kann.

58.

Von Subalternen muß man nicht zu viel erwarten.

Ihr fragt, warum die Subalternen, welche euch umgeben, nie daran denken, euch diese oder jene, ganz einfache Sache zu sagen, die euch doch angenehm sein würde; bedenkt, daß, hätten sie solchen Grad von Verstand, sie auch wüßten,

wie man Lobsprüche gebrauchen kann, und daß sie ihren Ehrgeiz nicht darauf einschränken würden, eure Diener zu sein.

59.

Ueber den ersten Empfang.

Wenn euch in einer Gesellschaft ein Mann von niedrigerm Stande, als der eurige ist, vorgestellt wird, so bemüht euch, ihn zuvorkommend zu empfangen. Er wird es nie vergessen, daß ihr ihn in einem drückenden Augenblick aufgerichtet habt.

Anders benehmt euch gegen Leute, die höher stehen, als ihr. Sie kommen zu euch mit der Ueberzeugung, daß sie euch ehren. Ihnen müßt ihr gleich beim

ersten Eintritt blicken lassen, daß ihr darin anders denkt, wie sie. Hier paßt ein ehrerbietiges, aber ganz ruhiges Wesen am besten.

60.

Mehr.

Nicht mehr! Nimmer! Welche Wörter für die schwachen Sterblichen! denn diese Wörter haben keine Gränzen. Ich werde sie nicht mehr sehen, sind Worte, die man auszusprechen nicht Kraft haben würde, wenn das Gefühl uns nicht eine Existenz nach diesem Leben zeigte.

61.

Der Ruhm.

Es giebt Menschen, bei denen der Ruhm nicht haftet.

62.

Konskription.

Wie entfernt ist in jeder Rücksicht die Zeit, wo die Differenzen zwischen zwei Staaten durch einen einzigen Kampf gehoben wurden, wie entfernt diese Zeit von jezt, wo man sich nicht damit begnügt, die frei angeworbenen Truppen in die Schlacht zu führen, und wo man alle Bürger ohne Unterschied dem Kriege überliefert! Ja wie weit entfernt ist in aller Rücksicht die Konskription unserer Tage von den Zeiten der Horazier und Kuriazier!

63.

Robespierre.

Robespierre und seine Verschwornen sind den Menschen der jetzigen Zeit ein Grauen, sind es wegen ihres ungerechten Hasses, wegen ihrer blutigen Entwürfe; und wegen ihrer abscheulichen Gewaltthätigkeiten. Mehr als alles wird die Nachwelt ihnen vielleicht den Vorwurf machen, daß sie die Freiheit herabwürdigten, indem sie dieselbe immer im Munde führten, und sie als das Ziel ihres Nachdenkens vorstellten, während der Erfolg ihrer Heuchelei und die Aufrechthaltung ihrer Tyrannei ihre einzige Unruhe waren.

64.

Die Einsamkeit.

1803.

Glücklich, wer sich selbst noch achtet, nachdem er in der Einsamkeit gelebt, nachdem er Zeit gehabt hat, die Vergangenheit zu bedenken, Zeit gehabt hat, sich mit Aufmerksamkeit zu prüfen! Furchtbare Probe!

65.

Das Wort, guillotiniren.

Leichtsinnige Menschen, werdet ihr nie aufhören, zu sagen: — mein Bruder mein Verwandter, mein Freund ist guillotinirt worden? — Warum wollt ihr denn dieses Wort gebrauchen, dieses

durch den lustigen Anstrich, den unsere Sprache ihm giebt, so furchtbar gewordene Wort, welches — ihr wißt es — das Volk in seiner Gleichgültigkeit beim traurigen Schicksale so vieler schuldlosen Schlachtopfer erhält?

66.

Mangel des Interesses in dem, was man sagt.

Seht die beiden Brüder Versalis. Beide haben vielleicht gleichen Verstand, gleiche Kenntnisse. Aber welche Verschiedenheit in dem Reiz ihrer Unterhaltung! Der eine fühlt, ehe er spricht; seine beseelten Blicke verkünden es mir. Der andere fühlt wenn er schon gesprochen hat, noch nicht. Der eine ist ein Mann

für mich, ein Mann voller Leben; der Andere eins von jenen, bald offenen, bald zugemachten Büchern, welche hier und da bei mir herumliegen.

67.

Reine Frömmigkeit.

Heilige Beobachter der Sittlichkeit, treue Diener Gottes, ihr allein seid berechtigt, aus diesem Leben und aus seiner Zukunft nur eine Welt zu machen. Nichts beschränkt eure Aussicht, nichts hemmt eure Hoffnungen.

Ein schönes Schauspiel ist der Glaube, der unerschütterliche Glaube, geknüpft an die Tugend und ihre erste Belohnung! Es mag mehrere Beispiele davon geben; aber ich, ich kannte nur eins in

seiner ganzen Vollkommenheit, seiner ganzen Einfalt, und ewig bleibt es in meinem Gedächtniß.

68.

Wunderliche Forderung.

Falberts Forderung in der Gesellschaft ist so lächerlich, als lästig. Er will, daß man ihn bitte, zu thun, was seinen Neigungen entspricht, und bestrebt sich, die Anordnungen der Gesellschaft, welche ihm angenehm sind, als ein seinem Geschmack gebrachtes Opfer darzustellen.

69.

Kunst, bei Andern angewendet.

Es giebt ein Mittel, viel auszurichten, welches die Subalternen gewöhnlich versäumen, das ist nämlich die Beobachtung des Ganges und der Art des Angriffs, welche ihr Patron in solchen Fällen wählt, wenn er einen mächtigen Menschen zu gewinnen strebt. Gewiß in den meisten Fällen ist man durch dieselbe Sorgfalt, dieselbe Kunst zu fangen, deren man sich bei Andern zu diesem Zweck bedient. — Das macht, weil wir uns allenthalben berühren, weil unsere Eindrücke fast immer unsere Gedanken leiten.

70.

Die Freiheit.

Es giebt verhältnißmäßig so wenig stolze Seelen auf der Erde, daß es auf immer um den Geschmack an der Freiheit geschehen wäre, wenn man um den Preis einer gänzlichen Unterwerfung unter die Willkühr eines Einzigen, die Güter, welche am meisten geschätzt werden, in ungestörter Sicherheit genießen könnte. Aber nicht so geht es in der gesellschaftlichen Welt, und jener Tausch des Gehorsams gegen Ruhe ist kein einfacher Vertrag, und wird den folgsamsten Nationen nicht immer angeboten. Nein, mit seinen Leidenschaften, wie mit seinem Genie herrscht ein Despot — und so wird die willkührliche Gewalt nimmer Gewährleistung für die öffentliche Ruhe sein.

Bringt sie zum Gehorsam, bringt sie zum Schweigen — das sind die Wünsche, womit ihr euch an euren Herrn wendet. Aber es wird ihm nicht gelingen, wenn er nicht weise ist; denn die Mauern reden gegen Unvernunft und Narrheit. Gut denn! Wir wollen einen festen und geschickten, einen muthigen und vorsichtigen, einen strengen und guten Mann nehmen. Wir wollen nehmen . . . Aber man nimmt sich keinen Herrn, sondern man wird gewöhnlich von ihm genommen, und hätte man auch die Freiheit ihn zu nehmen, so giebt ihn zuweilen die Natur in ihrer ganzen Fülle, mit aller ihrer Fruchtbarkeit in einem, zwei und mehrern Jahrhunderten nicht. Wollt ihr euch auf Volkswahl verlassen? Welch ein blinder Führer! Und die geregeltsten unter diesen Wahlen, geben sie nicht Ge-

legenheit zur Unordnung? Oder wollt ihr es auf Erbfolge ankommen lassen? Besser wäre dies wohl, und doch würdet ihr in einer Lotterie spielen, wo auf einem Treffer immer zehn Nieten sind. Wünschet ihr, daß die Soldaten, die Prätoren euch einen Herrn geben? Aus ihren Händen werdet ihr einen Nero, wie einen Titus, erhalten, und eine durch Gewaltthätigkeiten geheiligte Autorität kann sich nur durch dieselben Mittel aufrecht erhalten. Theoretisch bedarf es daher gewisser Vorsichtsmaßregeln, welche die Wirksamkeit des Volks in Republiken leiten, regeln, einschränken; oder zweifacher Gewalten, welche durch weise Kombination den Mißbrauch der alleinigen Autorität in Monarchien verhindern.

In meinem Werke, das den Titel führt: Dernières Vues u. s. w. glaube ich diese

beiden lezten Gegenstände der Untersuchung genauer erörtert, und sie der Ausübung näher gebracht zu haben. In den Details wenigstens findet man daselbst richtige und neue Ideen.

Alles, was man will, habe ich kluge Leute sagen hören, wenn man uns nur nicht mehr von der Freiheit spricht. Wir haben eben eine äusserst traurige Erfahrung davon gemacht! —

Wie viel Irriges in diesen Worten! Zuvörderst ist es nicht die Freiheit, wovon ihr Erfahrung gemacht habt; nein, eine gewaltthätige Autorität ist es, deren sich Demagogen unter dem Namen der Freiheit bemächtigten. Sagt, daß alle politischen Revolutionen gefahrbringend sind, und ihr habt Recht; aber sie sind es, weil man entweder von der Freiheit zum Despotismus, oder vom Despotis=

mus zur Freiheit übergeht, und die Probe dieser Wahrheit liefern die beiden Epochen, welche die römische Republik anfingen und endeten. Man nehme sich hier auch wohl in Acht; das Wort, Freiheit, ist eine Quelle vieler Irrthümer. Dieses Wort bezeichnet in der Gesellschaft das Vermögen, nach Willkühr zu handeln; aber in die gesellschaftliche Ordnung, in das politische System übertragen, stellt dasselbe Wort wohl mehr ein Mittel zu verhindern, als ein Mittel zu handeln dar. Im Namen der Freiheit, für die Freiheit, setzen die engländischen Gesetze der königlichen Gewalt, der Autorität eines Einzigen, der isolirten Autorität beider Häuser des Parlements, der Autorität der Richter, der Autorität der Civilobrigkeit einen Damm entgegen. Da-

her müßte man, um die Freiheit wieder zu Ehren zu bringen, und um ihr in der Politik wieder ihren Platz zu verschaffen, ihr einen andern Namen geben, einen Namen, der ihrem Geist mehr entspräche, einen Namen, der von den Begriffen Hinderniß, Einschränkung, Verhinderung abgeleitet wäre. So würde man in der Wahrheit, ganz in der Wahrheit sein.

71.

Beschäftigung mit sich.

Wenn ich, indem ich Andere unablässig von mir unterhalte, sie nicht dahin bringen kann, an mich zu denken, was würde erst geschehen, wenn ich mich

einige Augenblicke aus dem Gesicht verlöre und vergäße? — Seht da ein ganz falsches, und doch sehr gewöhnliches Raisonnement.

72.

Oeffentliche Meinung.

In den Ländern, wo die öffentliche Meinung todt ist, mag es sich wohl ganz bequem regieren; aber das Lob, was man erhält, hat auch nicht den Charakter, der demselben Werth giebt: es ist ein Geschrei der Sklaven, nicht ein erleuchtetes Urtheil.

73.

Der Tod.

Laßt uns nicht über den Tod scherzen. Wir kennen ihn nicht, so lange das Leben uns mächtig zerstreut. Aber wenn er uns allein zu sehen, allein zu sprechen verlangt, wenn er uns die Stunde, ihm in seine Dunkelheiten zu folgen, bestimmt, wenn er uns, zu kommen, ruft, und auf keine unserer Fragen antwortet; welch eine Angst wird dann uns ergreifen! . . . . . Licht der Religion, trostvolles Licht! du erscheinst, und alles verwandelt sich!

74.

Die Liebe und ihre Sprache.

Das Vermögen zu lieben behauptet gewiß einen ehrenvollen Rang unter den wohlthätigen Erzeugungen der Natur; denn von allen Gefühlen, deren der Mensch fähig ist, ist jenes das einzige, was sich nie vollkommen erheucheln läßt. Es giebt tausend Arten, Haß, Verachtung, Unwillen auszudrücken; aber nur einen Ton, damit man es glaube, wenn man sagt: ich liebe dich!

75.

Das entscheidende Urtheil.

Ein entscheidendes Urtheil ist dem gemeinen Manne lästig; jede Art von Ver-

gleichung ermüdet ihn. Fragt ihr ihn selbst bei den kleinsten Nebenumständen, worin er sonst die meiste Fertigkeit hat: was soll ich machen? — so wird er euch immer antworten: was ihr wollt. Er hält das Wollen, wie das Wissen für ein Leibgeding der Größe, für ein Privilegium des Ranges; — ein Grund, neben vielen andern, um in den höhern Klassen der Gesellschaft die Autorität der Meinung zu begränzen. Dort allein kann sie noch mächtig genug werden, um die Menschen zu leiten, und ihnen den Weg der Ehre zu zeigen.

76.

Das Lob.

Gegen Leute von Geist, heißt es gewöhnlich, muß man sparsam mit dem

Lobe sein. Das ist richtig; aber man ziehe daraus nicht den Schluß, daß Leute von Geist gleichgültig gegen das Lob sind: nein, sie lieben es auch, lieben es mehr, als Andere, und dies ist natürlich. Denn sie sind nicht mit ihrem eigenen Urtheil allein zufrieden, bezahlen sich nicht selbst, wie die Dummen, sind nicht über die Unruhe ihrer Einbildungskraft erhaben, wie die mittelmäßigen Köpfe. Das Lob ist ihnen daher gut, und amalgamirt sich vollkommen mit ihrer Natur. Warum muß man denn mit demselben sparsam gegen sie sein? Weil sie schneller, als Andere, den Augenblick gewahr werden, wo man das, was man denkt, übertreibt, den Augenblick, wo man sich auf ihre Eigenliebe verläßt, wo man sich die Freiheit nimmt, sie als leichtgläubige Kinder zu behandeln. Dann werden sie ungehal-

ten, aber nicht auf das Lob, sondern auf den ungeschickten Menschen oder den Spötter, der es spendet. Lobt daher immerhin Leute von Geist, jedoch thut es mit Kunst, mit Maaß; euer Lobspruch sei der Ausdruck eurer Meinung und noch etwas mehr, aber nur sehr wenig mehr, sowohl eurer Ehre wegen, als um den Zweck, den ihr erreichen wollt zu erfüllen.

77.

Falscher Schein von Bescheidenheit.

Ihr wundert euch, daß Klidon sich so niedrig, so ausserordentlich niedrig stellt, wenn er von seinem Wissen, von seinen Talenten, von seinem Gedächtniß redet. — Welch eine Bescheidenheit! sagt ihr. — Keinesweges. — Wie denn das? —

Er fürchtet über alles, daß man ihn ganz genau messe, und zieht einen großen Kreis um sich, damit man ihn nicht berühre. Er ist ein Mann, der, um seine Taille zu verbergen, sich in einen weiten Mantel hüllt.

78.

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Ein wichtiges Mittel zum Glück ist die Zufriedenheit mit seinem Zustande. Man verbannt dadurch von sich das gewöhnliche Gefühl des Mangels. Zufriedenheit mit seinem Zustande ist ein Begrif, der sich sowohl auf Vermögen, als auf Ehrgeiz und Eitelkeit anwenden läßt. Du kennst den Umfang deines Eigenthums und deiner Hülfsquellen; richte deine

Ausgaben ein wenig niedriger ein, und ordne verhältnißmäßig deinen Hausstand; auf solche Art wirst du dich vor der rastlos wiederkehrenden Furcht vor einer Zerrüttung in deinen Angelegenheiten bewähren. Eben so giebt es in der Eigenliebe eine Zufriedenheit mit seinem Zustande. Schränke deine Anmaaßungen in den Kreis deiner Mittel ein, und du wirst keine Niederlage erdulden, und nicht von Nebenbuhlern gedemüthigt werden. Mit Hülfe der Gewohnheit befindet man sich in jeder Lage wohl, vorausgesetzt, daß nicht Vergleichungen mit Andern uns alle Augenblicke an das erinnern, was uns fehlt.

Vor allen haben die Weiber in dem Alter, wo sie gefallen, Ursach, ihrer Koketterie weise Gränzen zu setzen. Stets werden sie ein gequältes Leben führen,

wenn sie immer ihre Gewalt versuchen wollen, und auf solche Art Gefahr laufen, unsanft vom Alter belehrt zu werden, oder die zahllose Arten von Zufällen zu erfahren, welche die Schönheit vor dem gewöhnlichen Ziel ihres Blühens entblättern.

Daher ist die Zufriedenheit mit seinem Zustande für die mannigfaltigen Lagen des Lebens, für Glücksgüter und Eitelkeiten aller Art ein Mittel zum Glück.

Zweite Ehe.

79.

Die Weiber bedürfen so sehr einer Stütze, die Männer eines Vertrauten, und beide einer Vereinigung, daß, kalt von der Sache gesprochen, nicht nur die erste,

sondern auch eine zweite, dritte Ehe ganz vernünftige Verbindungen sind. Die Kinder erfüllen euer Leben, aber nur mit der Liebe, welche ihr zu ihnen hegt; ihr mögtet sie gewiß nicht von euren geheimen Sorgen unterhalten, ihnen gewiß nicht mit euren physischen und moralischen Kümmernissen Langeweile machen. Sie können euch keinen Muth geben, können euch nicht daran mahnen, daß es für euch zur Liebe schon zu spät ist. Wenigstens würde eine Zerrüttung der Ordnung, ein Mangel an Schicklichkeit, ein Verstoß gegen den Geschmack darin liegen, wenn ihr sie zu Gefährten eures hohen Alters wählen, sie eurer armseeligen Geschichte zugesellen wolltet. Sicher werden sie euch ehren, aber es bedarf anderer Verhältnisse, einer anderen Liebe, um Reiz in der Schwachheit des Gegenstandes, den

man liebt, zu finden. Stellt euch daher der Tod einer Gattin oder eines Gatten allein, so heirathet wieder, wäre es auch nur, um euch der Herrschaft eurer Domestiken zu entziehen; denn diese, mit euch alternd, überlassen sich ihren Launen, und ihr werdet ein Opfer ihres Charakters.

Ich gebe einen Rath, und weiß doch, daß er weder auf alle Lagen, noch auf alle Menschen paßt. Denn erfüllt der zuerst mit euch verbundene Gegenstand einzig eure Erinnerung, habt ihr ihn mit einer nie erlöschenden Empfindung, geliebt, so ist ein neues Band für euch unmöglich. Würdet ihr ihn nicht wieder erkennen, jenen Altar, auf den ihr zum zweiten Male die Hand legen sollt? Und jener so sanfte, zärtliche, schmerzvolle Blick, jener Blick, der beim Sinken in

die Arme des Todes euch traf, hat er euch von eurem Versprechen entbunden, euch angekündigt, daß ihr frei seid? Und welch ein Geschenk würdet ihr einer gefühlvollen Seele machen, die geliebt zu sein wünscht, wie sie liebt? Nein, nein; lebt immer in Liebe; aber nur eine Erinnerung mache das Glück eures Lebens.

80.

Der Tod.

Wenn der Tod uns einen Freund raubt, so denken wir nur an unseren Schmerz. Aber auch der herben Sehnsucht, welche dieser Freund empfindet, wenn er aus dem Leben scheiden muß, sollten wir eine kurze Theilnahme schenken.

81.

Der Tod.

Man tadelt die Menschen, welche sich vor dem Tode fürchten; und doch giebt es kein auffallenderes Resultat der Gewohnheit, als das Vertrautsein mit einer so furchtbaren Idee, einer so grausenvollen Aussicht.

82.

Politische Moral.

Die Erfahrung wird der Probierstein einer tiefen, von den Aufgeklärtesten aller Zeiten ausgesprochenen Wahrheit werden, daß nämlich, ist die Moral einmal von dem politischen Bande der Nationen un-

ter einander losgerissen, in der großen gesellschaftlichen Föderation alles wankt, und nichts mehr hält. Immer wird man sie aufrecht erhalten müssen.

83.

Die Moral.

Ihr spottet über den treflichen Klotus, der, wenn er einen Mann lobt, lange bei seiner Herzensgüte, Großmuth, Reinheit verweilt, und dann erst von seinen glänzenden Geistesgaben spricht. Ihr spottet, um mich eures eigenen Ausdrucks zu bedienen, über die ehrliche Haut, und ich, ich antworte für ihn: die Moral ist der Geist des Geistes, der erste von allen, der Geist der Nationen, der Geist der Jahrhunderte; und die Einbildungs-

kraft mit allen ihren Stralen weiter nichts, als der Geist eines Individuums, sein Geist des Augenblicks, sein Geist, der vorübergeht und verschwindet.

84.

Leute von Erziehung.

Sonderbar, daß wir, da wir Leute haben, die durch Vermögen und Erziehung reich an Talenten geworden sind, uns ihrer nicht zur Verwaltung eines Staates bedienen! Ein solches System hatten doch die Jakobiner.

85.

Blödigkeit.

Blöde Leute verlieren den Kopf in dem Augenblick, wo sie Aufsehn erregen. Oft suchen sie dann nach Worten, und können keine finden. Daß die Weiber mit mehrerer Leichtigkeit reden, davon liegt vielleicht ein Grund in der frühe von ihnen angeführten Gewohnheit, in Gesellschaften eine Arbeit in den Händen zu haben. Daraus schöpfen sie eine Art von Zuversichtlichkeit, halten sich weniger verpflichtet, mit ihrem Geiste aufzutreten, und die Worte fließen ihnen leichter zu,

86.

Mildthätigkeit.

Die Mildthätigkeit, welche man sich gebietet, die Mildthätigkeit, welche uns schmerzlichen Aufopferungen unterwirft, ist vielleicht die verdienstvollste; aber eine zärtliche, eine durch natürliches Wohlwollen erregte Mildthätigkeit gewährt ohnfehlbar den grösten Trost. Denn, wenn man gerne Gutes thut, gerne mit Ruhe erfüllt eine gebeugte Seele, und sie mit Glück überschüttet, so stellt man sich das vollkommenste Wesen, als einen Gott der Güte und des Erbarmens vor, überläßt sich sanften Empfindungen, und entdeckt einen Stral der Hoffnung in unserer unnachteten Zukunft.

87.

Dauer des Lebens.

Das Weltall in seinem ganzen Umfange, so weit wir ihn kennen, ist aus tausendfachen Verhältnissen zusammengesetzt — ein unterscheidendes Zeichen eines schöpferischen Geistes, und einer ordnenden Weisheit.

Eins dieser Verhältnisse ist mir oft sehr auffallend gewesen; und ich habe nicht gefunden, daß man sonderlich darauf geachtet hat: es ist das genaue Ebenmaaß zwischen unserem Interesse an den Eitelkeiten der Welt, und zwischen der Dauer unserer irdischen Reise. Nur für den Lauf eines gewöhnlichen Lebens besitzen wir Welteifer, selbst Wißbegierde, und Ueberdruß ist nicht ferne von uns, wenn wir die Scene voller Leben, die in ihrem Beginn so reizende Scene verlassen müssen.

Daher müssen wir auf der vor uns liegenden gebahnten Straße mit gemessenem Schritt gehen, wenn wir unsere Laufbahn mit immer gleichem Interesse versehen wollen, und wir scheinen von der Natur und den Bedingungen des Glücks keine Einsicht zu haben, wenn wir wünschen, auf der Stelle ein großes Glück zu erlangen, und ohne Zeitverlust den Gipfel des Ruhms oder des glänzenden Rufs zu erreichen.

Alles in und um uns ist mit Weisheit geordnet, alles steht im Einklang in den ersten Ideen, in den Grundursachen des schönen moralischen Phänomens, wovon wir einen Theil ausmachen. Und stellt sich mir diese Wahrheit in einer neuen Beziehung dar, so knüpfe ich immer fester und fester eine süße Hoffnung daran; und wenn ich unwandelbare Ver-

hältnisse, zwischen allem, was ausser und in uns ist, immer richtige Verhältnisse erblicke, so glaube ich, daß ein solches Verhältniß auch zwischen der Zukunft und meinen Wünschen stattfindet, und daß ich einst in einem neuen Vaterlande, die Gegenstände meiner Zuneigung, die, welche mich verließen, und die, von denen ich bald mich trenne, die Gegenstände meiner unerschöpflichen Liebe, wiedersehen werde.

88.

Selbstvertrauen.

Ohne Zweifel begeht man Fehler, wenn man zuviel Selbstvertrauen besitzt; aber man begeht sie auch, und wohl öfter,

wenn man sich selbst zu wenig zutraut. Elende Memmen, mögte ich gerne zu vielen Leuten sagen, die einen Ton, eine Sprache, eine Meinung erborgen, warum habt ihr nicht den Muth, selbst zu sein? Tausendmal besser wäret ihr. Ohne Natur giebt es keine Anmuth, keine Salbung, nichts Festes, nichts Imposantes.

89.

Dürftige Geister.

Leute von dürftigem Geist befinden sich in einem unbehaglichen Zustande, wenn sie Besuche geben, oder annehmen. Lieb würde es ihnen seyn, wenn an einem solchen Tage ein großer Sturm einträte, oder eine Staatsrevolution sich ereignete,

damit sie mit Sicherheit den Anfang der Unterhaltung finden könnten.

90.

Das Schwankende.

Bei den Freuden der Sinne ist alles positiv, alles bestimmt, und bei den Genüssen der Einbildungskraft ist das Schwankende nothwendig. Diese Wahrheit springt in die Augen, giebt sich sogar im Stil zu erkennen, wo man die tiefsten Eindrücke oft von der Wahl eines kühnen Ausdruckes, und von dem Vorzug, den man einem schwankenden, melancholischen Worte vor einem klaren, bestimmten giebt, ableiten muß. Hat vielleicht unser, von unserem physischen Sein sich so sehr unterscheidende Geist, schon in seiner

körperlichen Hülle an dem Unendlichen, worin sein Wesen besteht, Theil?

91.

Der Despot.

Ein Despot kann die öffentliche Meinung nicht kennen, denn niemand will sich in die Gefahr begeben, ihm die geringste unangenehme Wahrheit zu hinterbringen. Immer scheint er bereit, mit euch zu sprechen, wie der Großmogul mit seinem Moitie im Whist: spiele Coeur aus, oder ich haue dir den Kopf ab.

92.

Der Geschmack in den Manieren.

Natürliche Anmuth kann man sich nicht geben; aber man kann Geschmack in den Manieren erlangen, und dieser verfeinerte Geschmack tritt an die Stelle der Anmuth und ersetzt sie. Die französischen Hofleute sahen alle aus, als besäßen sie Anmuth, und doch zeichneten sie sich nur durch den Geschmack in ihren Manieren aus. Nicht der Biegsamkeit des Nationalcharakters allein verdankten sie diesen Geschmack; man kann ihn größtentheils als eine Wirkung ihrer Lage betrachten. Sie dachten darauf, zwei Herrn zu gewinnen, den König und die Meinung; den König, der einträgliche Posten und ehrenvolle Titel spendete; die Meinung,

welche Rang in die Gesellschaft einführte, und die Stuffen der Achtung und des Ansehns bestimmte. Die Hofleute, welche nach diesen beiden Arten der Belohnung strebten, modificirten danach ihr Benehmen, und gaben allmählig ihrer Ehrerbietung edle Formen, und den aufmerksamsten Höflichkeitsbezeugungen eine Art von Leichtigkeit. Und da man am Hofe nicht, wie in der Stadt, um den Fürsten nicht, wie mitten unter seines Gleichen, Freiheit zu reden hat, so waren die Höflinge gezwungen, ihre pflichtmäßigen Empfindungen durch Manieren auszudrücken. Auf solche Art gehört der Geschmack in den Manieren einzig den Leuten, die in ihren bürgerlichen und politischen Verhältnissen zu einer Art von Erkünstlung gelangt sind, während die

Anmuth denen, die sich der Natur mehr nähern, zum Schmuck dienen kann.

Für Schmeichelei und Galanterie ist der Geschmack in den Manieren vorzüglich geeignet; und dieser Geschmack, nach und nach aus den zartesten Nuancen zusammengesetzt, war so fein geworden, daß er bei den ersten Einflüssen der Revolution, wie ein Gewölk, zerran.

93.

Seelenschmerzen.

Es liegt etwas so Majestätisches in den Seelenschmerzen, daß man auf dem Theater den Wahnsinn damit hat verbinden können, ohne daß irgend eine Herabwürdigung daraus hervorgegangen ist. Stellt euch nur eine zärtlichliebende Mutter

vor, die nach dem Verlust einer geliebten Tochter von ihrem Schmerze nur eine einzige Manie aufbewahrt hätte. Sie sollte jedes Mal, wenn sie von der Tochter spräche, nach dem Namen derselben den Tag ihres Todes anführen: — meine Tochter, gestorben den 15. Februar 1781. Dieser so einfache, immer wiederholte Umstand würde Beben erregen. O ihr Schmerzen der Seele, ihr mächtigen Schmerzen! woher kommt ihr? Von eben dem Gott, der uns zu lieben erlaubte. Daher wollen wir Muth fassen.

94.

Religiöses Vademekum.

Wie könnte ich es in Zweifel ziehen, daß es eine Intelligenz giebt, die Ge-

walt, die die höchste Gewalt im Universum besitzt? Ich kenne ein kleines von einer Intelligenz beherrschtes Reich; diese Intelligenz ist in mir, diese Intelligenz bin ich.

Also bedurfte es für die kleinsten Werke, für die Menschen, einer Intelligenz, und für die Anordnung der Welt sollte es, müßte es keine geben? Wie kann man einen solchen Widerspruch zulassen!

Und wie schön, wie prachtvoll ist doch dieses Weltall! Warum nicht an das erstaunlichste aller sichtbaren Dinge das, was wir von den unsichtbaren, als das bewundernswürdigste kennen, das Denkvermögen, knüpfen? Welche vortreffliche Ordnung im Ganzen, welche Mannigfaltigkeit im Einzelnen! Welch ein Reichthum! Ueberall erblicke ich die

Wunder der Weisheit, überall das Siegel der Allmacht! Giebt es etwas, das keinen Zweck hätte, und was ist dieser Zweck anders, als das Resultat eines Nachdenkens? Und eben so, was ist eine immer, der Erreichung dieses Zwecks angemessene Tendenz anders, als das Resultat eines Nachdenkens? Es ist thöricht, die Intelligenz von der Organisation der Welt trennen zu wollen. O Gott! welchen Gebrauch machen die Menschen gern von ihrem Geist, von jenem Geist, den du ihnen gabst, damit sie zu deiner Erkenntniß gelangen mögen! Sie begreifen Gott nicht, aber die Fliege begreift sie nicht, und doch sind sie da. Und warum sagen sie denn, daß sie Gott nicht begreifen, da wir uns doch eine Idee von ihm bilden können, wenn wir blos das Wunderwerk unser Geisteskräfte

Hypothetisch vergröſſern? Aus der wundervollen Autorität unſers Willens über unſere Handlungen laſſen ſich jene ſchönen Worte der heiligen Schrift gar leicht erklären: er ſprach, und es ward; er ſprach, und es vergieng in ſein Nichts. Jedoch die Macht unſers Willens über unſere Handlungen ſehen wir, und den Einfluß des göttlichen Willens auf die Anordnung und Bewegung des Univerſums ſehen wir nicht. Richtig; eins dieſer beiden Geheimniſſe iſt offenbarer, als das andere, wenigſtens iſt es das für uns; aber die Analogie iſt vollkommen, und nur der Erfahrung glauben wollen, heißt, zwei groſſe Lichter verlöſchen: die Einbildungskraft und das Gefühl; die Einbildungskraft, welche in ihren Wahrnehmungen die durch Vernunftſchlüſſe entdeckten Wahrheiten über-

schreitet; das Gefühl, welches die uns angeborne Kenntniß ist. Sollten wir uns mit diesen herrlichen Geistesgaben, entsagend ihrem Gebrauch, auf die Linie der untergeordneten Wesen stellen, die ihre Blicke nicht gen Himmel zu erheben vermögen, und deren Intelligenz bloß, dem Antrieb ihrer Sinne zu dienen, beschränkt ist? Der schönste Vorzug des Menschen besteht darin, daß er mit Fähigkeiten ausgerüstet ist, die, vollendet durch Erziehung, ihn dem Begriff einer Gottheit nähern.

Wahr ist es, wir sind nicht im Stande, uns eine vollkommene Idee von einem unendlichen Wesen zu machen; aber ein Grad mehr der Kraft, eine kleine Erhöhung auf der Stuffe der Wesen, würde Leuten von ernster Aufmerksamkeit,

Leuten von Genie in reiner Klarheit zeigen, was sie jezt noch in einem Nebel erblicken. Diese Zeit kommt vielleicht, aber sie ist noch nicht gekommen; und sollten wir, so umgeben, als wir von den geheimnißvollsten Wundern sind, darüber erstaunen, daß das göttliche Wesen noch ein Geheimniß für uns ist?

Es werde ein Bund aller Freunde der Ordnung, aller gefühlvollen Menschen errichtet, ein Bund, um den Glauben an das Dasein Gottes zu stärken, um eine so nothwendige, so glückliche Meinung gegen alle Begriffe des Jahrhunderts zu vertheidigen.

Unsere Triebfedern sind viel zu schwach, die Menschen auf dem Wege der Pflicht zu erhalten; es bedarf einer Autorität, welche an ihr Gewissen redet, und es zittern macht. O Gewissen! höch-

stes Tribunal in unserm intellektuellen Kreise, höchstes Tribunal in dem moralischen Reiche der Welt; du bist zugleich Wirkung und Beweis des Daseins eines Gottes!

Kein Glück ohne einen festen Glauben an diese Wahrheit; kein Glück, keine Ruhe. Denn gäbe es in diesem ungeheuren Weltall keinen Zentralgeist, so wären wir mit allen Wesen ein Produkt der Nothwendigkeit, und diese ist eine abstrakte Autorität ohne Liebe, ohne Mitgefühl, eine Autorität, die man weder durch Thränen rühren, noch durch Bitten gewinnen kann. Welch eine furchtbare Annahme! Aber mit einem Gott, wie unser Geist ihn findet, unser Herz ihn aufnimmt, unser Gewissen uns ihn verkündet, mit einem Gott, der größer als seine Werke,

und durch seine Unendlichkeit doch mit allem vereint ist, mit diesem höchsten Gott, mit der innigen Ueberzeugung von seinem Dasein, gehen wir mitten unter beseeligenden Hoffnungen durch das Leben.

Wir müssen bedenken, daß es uns gestattet worden ist, den Herrn der Welt anzurufen, daß es uns frei gegeben wurde ihn zu lieben; und dann werden wir nicht mehr glauben, daß unsere Wünsche, unser Sehnen, unsere Ideen vom Glück, von der Zukunft leere Täuschungen sind, werden nicht mehr glauben, daß unsere Einbildungskraft sich über die Zeit emporschwinge, bloß um uns zum Spielwerk zu dienen. Wir wären der Mühe nicht werth, hintergangen, mit so vielem Aufsehn hintergangen zu werden, wenn wir nur eine ephemere Existenz haben sollten. Im ganzen Universum giebt es nichts

falsches. Jeder Gegenstand hat sein Zeichen, jede Art ihr Gepräge; daß ist wenigstens die bedingte Form der physischen Welt; und erkennen wir die moralische Ordnung und deren System auch nicht so deutlich, so könnten wir doch, indem wir uns den Geist der unsichtbaren Dinge nach dem Sinn der gewissen Wahrheiten, die uns das Schauspiel der sichtbaren an die Hand giebt, unser Studium auf eine vernunftgemäße Art ergänzen und unsere Meinung befestigen. Wir könnten dies auf eine vernunftgemäße Art, weil alles aus derselben Intelligenz fließt, alles von derselben Macht abhängt. Wir wünschen mehr Klarheit über unserer Bestimmung, aber das, was wir wissen, ist unermeßlich, und noch größeres Erstaunen würde uns ergreifen, wenn wir es nach und nach erlernt hätten. Wir wünschen mehr

Klarheit über unsere Bestimmung; aber die noch herrschende Dunkelheit hat ihren Grund, hat ihren Zweck in den unermeßlichen Plänen des höchsten Wesens. Wir werden gewahr, daß diese Dunkelheit mit der Freiheitsliebe, mit dem Verdienst der Tugend innig verknüpft ist. Aber es giebt noch andere Gründe alles dessen, was ist, andere Gründe, die wir nicht zu erforschen vermögen; es giebt irgend ein erhabnes Geheimniß, verborgen hinter dieser herrlichen Vorscene, welche das Schauspiel der Welt bildet. Laßt uns mit Ehrfurcht empfangen alles, was uns von den Entwürfen des Ewigen, unseres Gottes, vertraut wurde, und uns nicht umsonst Unruhe erregenden Nachforschungen überlassen. Hier auf unserer Erde in der Epoche der ewigen Zeiten, worin wir leben, ist unser Leben aus Furcht und

Hoffnung wesentlich zusammengesetzt, und diese Empfindungen haben beide einen Beginn. So ist auch der Mensch in seiner moralischen Natur kein vollendetes Wesen; er geht fort, und ist auf dem Wege; aber das Ziel seiner Reise ist das Geheimniß des Urhebers seiner Existenz, das Geheimniß dessen, der alle Welten regiert, der über die Gegenwart und Zukunft herrscht, das Geheimniß dessen, der mit unergründlicher Macht, nach einer erhabenen Absicht Abstände schuf im unendlichen Raum, Abschnitte der Zeit in der Ewigkeit.

Glücklich sind die Christen; denn sie umfassen ohne Anstrengung, ohne Spannung des Geistes alle Wahrheiten, welche ihnen Nutzen gewähren. Eine für sie wundervolle, für die ganze Welt Erstaunen erregende Offenbarung hat sie zur

Kenntniß ursprünglicher Wahrheiten erhoben, über welche hinaus die scharfsinnigste Metaphysik nichts entdeckt. Ein alleiniger Gott, den man im Geist und in der Wahrheit anbetet, ein Gott den man dient, wenn man ihn liebt, und den Menschen gutes thut; ein Gott der unser Gewissen mit einer geheimnißvollen, mit einer drohenden Gewalt begabte, die den Schuldigen aller Orten erreicht; ein Gott jedoch, der verzeiht, der den Schwachen erlaubt, sich durch Reu wieder zu entsöhnen. — Und enthüllt eben diese Offenbarung den Christen in solcher Klarheit die göttlichen Vollkommenheiten, so giebt sie ihnen auch zugleich moralische Vorschriften, deren Einfachheit, deren Reinheit uns entzückt, und an die Beobachtung dieser Vorschriften knüpft sie die herrlichsten Belohnungen. Alles begründet sich

in diesem schönen Systeme von der höchsten Intelligenz bis zum Geist des Menschen, und von diesem, in seinen Werken bewundernswürdigen, in seiner Natur unbegreiflichen Geiste bis zu dem am wenigsten freien Instinkt, dem Instinkt, welcher der Bewegung der Pflanzen nahe zu kommen scheint. Alles begründet sich in diesem schönen System. Wir aber, wir wollen unser Tagewerk vollenden und durch das Leben wandeln, indem wir unsere Handlungen mit den moralischen und religiösen Gesetzen, die unsere Erziehung, unser Instinkt und unser eigenes Studium in unser Herz gegraben haben, übereinstimmend einrichten. Weder durch eitle Feinheit des Verstandes, noch durch unmännliche Nachgiebigkeit gegen den Spott einer frivolen Welt, noch durch blinde Unterwerfung unter die Gewalt unserer

Leidenschaften wollen wir jenen Gesetzen entgegen arbeiten. Laßt uns bedenken, daß diese Zeit, welche uns zum Versuch bewilligt wurde, diese Zeit, welche unser Erdentheil ist, ein Ziel hat; und laßt uns es uns nicht verhelen, welch ein wichtiger Umstand für den Menschen der Augenblick ist, wo er deutlich die Annäherung des Todes erblickt, wo kein anderes Schauspiel ihm eine Zerstreuung darbietet, kein anderer Gedanke ihn beschäftigt. Dann ist es nicht mehr der Tod, wovon er zur Zeit seiner Kraft reden hörte, nicht mehr der prunkvolle Tod, den die Dichter in unsern Trauerspielen machten, nicht mehr der Tod des Ruhms, oder der Trunkenheit, den das Geschrei des Kriegs und das Wirbeln der Trommeln begleiten, nicht ein solcher Tod, als er noch im Roman des Lebens mitspielte; nein es ist der

Tod in seiner gänzlichen Absonderung, der Tod mitten in seinen Finsternissen, mitten in seinem Schweigen und seinem Vergessen. Ein furchtbares Lebewohl allem, was man liebt, und bei dem tiefsten innern Gefühl eine Stimme, die nichts mehr ausdrükken, eine Hand, die nicht mehr seegnen kann! O mein Gott! Laß jenseits dieses düstern Gemäldes ein tröstendes Licht aufgehen! Ist es der Lohn des Glaubens, so flehn wir dich um einen solchen, wie er sein muß, um dir zu gefallen. Ach! wahr ist es wohl, daß du allein es bist, dem wir dienen müssen; aber so viele Gegenstände, die du für unsere Liebe schufst, soviel mannigfaltiges Interesse, das uns bei unsern ersten Schritten in der Welt, bei dem ersten Beginn unserer Reise zerstreute, und unsere, anfangs so schwache Vernunft, unsere Vernunft, welche die

Erfahrung allein ganz erhellen kann ....
..... Vergieb uns o Gott! Wir wollten uns entschuldigen, wollten uns vertheidigen, und werden den zum Richter haben, der alles weiß. Nur beten laßt uns zu ihm, und da seine Güte uns das Dasein gab, laßt uns hoffen, daß seine Barmherzigkeit unsere lezte Zuflucht sein werde.

95.

Strenge gegen sich selbst.

Ihr wundert euch, daß Theagen so lange zögert, ehe er einen Entschluß faßt. Ihr wißt also nicht, daß er sich von den Ereignissen selbst die Schuld beimißt, und seinen Geist mit Gewissensbissen quält, wenn seine Berechnungen, auch nur durch

ein Ohngefähr vereitelt worden sind. — Ist er denn ein Thor? -- In diesem Punkt ist er es. — Ach! wie viele Leiden sind unsern oberflächlichen Beobachtern immer verborgen geblieben!

96.

Natur.

Niemand hat vielleicht eine richtige Idee von der Madame von Erval, soviel Künstelei liegt in ihrer Person, und zugleich Zufälliges in dem, was sie von ihren Meinungen und Empfindungen äussert. Ehe ihr Charakter zur Reife gekommen war, hat sie scheinen wollen, und, um dieser Anmaaßung zu genügen, sich so frühe geputzt, daß sie durchaus kein Vertrauen zu ihrer Natur gefaßt hat. Sie

besitzt Verstand und Einbildungskraft, aber immer erblickt man Kunst in ihrem Wesen, und, je nachdem ihre Toilette abläuft, exaltirt sie sich über ein Nichts, oder schreit uns Gemeinplätze vor.

Komm reizende Amelie, du, die du nie an dich denkst, du, die man in dem Augenblick, wo man dich erblickt, beurtheilen, richtig beurtheilen kann. Alle deine Eigenschaften sind mit einander in Harmonie, und durch einen glücklichen Zusammenklang besitzest du auch die Schönheit, welche deine Seele, und die Anmuth, welche deine Schönheit kleidet.

97.

Oeffentliche Meinung.

Ein Mann, der von dem gewöhnlichen Rang in der Gesellschaft zur höchsten

Macht gelangt, hat Zeit gehabt, die öf=fentliche Meinung zu studiren, und kennt sie besser, als ein Fürst, der auf einem erblichen Thron sitzt. Das ist ein Vor=zug; — aber er achtet sie auch weniger, weil er sie mitten unter seines Gleichen hat entstehen und emporwachsen sehen. Major e longinquo reverentia — dies=es Axiom, das wir von den Alten haben, paßt auf jeden Fall.

98.

Geiz.

Eine gründliche Untersuchung der Art von Vorwürfen, welche die Geizigen verdie=nen, wäre vielleicht ein neuer Gegenstand der Prüfung.

Sie häufen ihre Einkünfte auf, statt von denselben einen, der Industrie günsti=gen, Gebrauch zu machen; das ist ein Nationalverbrechen. — So spricht man gewöhnlich; allein das Urtheil ist zu strenge, zu leicht ausgesprochen. Ein Mann, so geizig er auch sein mag, be=geht gegen den Staat kein politisches Un=recht, wenn er sein Geld verleiht, wenn er es in Umlauf bringt. Eine andere Bewandniß hat es, wenn man aus Furcht oder aus andern Beweggründen einen großen Theil seines Vermögens in Gold oder Silberstücke umsetzt, und die=ses Kapital müssig in seinen Koffer liegen läßt. Allein diese Art von Manie ist sel=ten, eigenes Interesse leitet davon ab, und das Uebel, an sich selbst, ist unbe=deutend, für die Gesellschaft, weil die Wiedererzeugung der wahren Reichthümer

durch eine vorübergehende Verminderung des im Umlauf begriffenen Geldes nicht gehemmt werden kann. Und indem ich diese Idee aufs Aeusserste treibe, um sie verständlicher zu machen, mögte ich sagen, daß man von Seiten der Gesellschaft mehr Vorwürfe verdient, ein größeres Unrecht gegen sie begeht, wenn man ein Pfund Brod verderben, als wenn man ein Pfund Gold müssig liegen läßt.

Daher übertreibt man, wie ich glaube, die Vorwürfe, welche man den Geizigen, als Uebertretern der Gesetze der Staatsökonomie, macht. Jedoch giebt es andere Beziehungen, unter welchen man sie nicht nur als gegen die öffentlichen Angelegenheiten gleichgültige Bürger, sondern noch mehr, als schlechte Eltern und kalte Freunde betrachten kann.

Untersucht und durchlauft ihre Vergnü-
gungen, und ihr werdet finden, daß sie
alle isolirt, alle von den Menschen und
der Gesellschaft getrennt sind. Nichts
ausgebend, bildet sich der Geizige ein Ge-
mälde von dem verschiedenen Gebrauch,
den er von seinem Gelde machen könnte,
und diese Freuden der Einbildungskraft
genügen ihm. Er verschaft sich dieselben
nach Willkühr, läßt sie nach Willkühr
fortdauren, und nie bedarf er Ande-
rer, um glücklich zu sein. Noch mehr:
die Fehler Anderer sogar gewähren ihm
vergnügte Augenblicke. Jenes Angelegen-
heiten sind zerrüttet, dieser hat sich durch
sein unschickliches Benehmen ruinirt —
das sind süße Worte für das Herz eines
Geizigen, der sich selbst Beifall klatscht,
indem er seiner blinden Sparsamkeit die
schönen Namen, Weisheit, Klugheit, giebt.

Man kann sich einer sonderbaren Regung nicht erwehren, wenn man die Gefühle eines Geizigen studirt, und die Quelle seiner Freuden entdeckt. Wie ich schon gesagt habe, sieht man, daß ihn das Gemälde der Güter, in deren Besitz er sich setzen könnte, für alle seine Beraubungen schadlos hält; und indem wir wahrnehmen, daß auch er durch die Einbildungskraft glücklich ist, gerathen wir in Versuchung, dieselben zu personifiziren, und sie zu fragen, warum sie sich um das Geschick eines Geizigen bekümmern, warum die glänzende Königin unserer Freuden, die edle Spenderin der üppigsten Gunstbezeugungen der Natur, warum die Einbildungskraft, welche selbst das Weltall in unsern Augen noch verschönert, darauf erpicht ist, ihre Herr-

schaft bis zu jenem abgelegenen Winkel auszubreiten, wo ein schmutziger Geizhals ruht? Hier hockt er bei einem Heerd, und eine halberloschene Lampe erhellt mit bleichem Schimmer seine Kammer. Die von mir personifizirte Einbildungskraft hat sich indessen in ihrer unsichtbaren Gestalt zu ihm hereingeschlichen, und, zu seiner Seite niederkauernd, verführt und beschäftigt sie ihn, indem sie ihm die reizendsten Aussichten zeigt. Welch ein Phänomen, welch ein abermaliges Wunderwerk, das wir uns nicht enträthseln können! Was ist diese Reihe von Seltsamkeiten, die unsern Geist umringen, und sein eigenes Wesen bilden? Wir wissen es nicht.

99.

Die Mode.

Die Gewalt der Mode ist eine wundersame Gewalt. Die von ihr ausgehenden, ohne Geräusch promulgirten Befehle hört alle Welt, und man gehorcht ihnen strenger, gewissenhafter, als unter Trompetenschall gegebenen oder bekanntgemachten Gesetzen. Die Mode sagt man, ist ein König ohne Leibwache, ohne Thron, ohne Pallast, und doch spricht man immer davon, als von einer sichtbaren Macht. Das kommt daher, weil sie die herrschendste Idee des Tages bildet, weil sie durch den Glauben regiert, weil sie die Ungläubigen mit der furchtbarsten aller Geisseln, mit dem Lächerlichen, und mit dem Urtheil der Gesellschaft züchtigt. Wunderliche Auszeichnung! — man ge-

horcht der Mode, obgleich sie ein Herr ist, dessen Geschmack und Meinungen jeden Augenblick wechseln; sie ist ein Souverain, dem man allgemein Ehrfurcht bezeugt, obgleich es zum guten Ton gehört, sich unablässig über ihn lustig zu machen.

100.

Das Alter.

Im hohen Alter muß man auffallende Formen und Manieren vermeiden. Man kann in dem Betracht nichts mehr wagen, weil die Zukunft geschlossen ist, und weil es an Entschädigungsmitteln und Repliken fehlt. Jungen Leuten sind Spiele der Art erlaubt, ihnen übersieht man sie;

aber der Greis, welcher stets bei der lez=ten Regulirung seiner Rechnungen zu sein scheint, darf keinen Zweifel über seine vollendete Weisheit aufkommen lassen, welche allein das sichere Resultat der Er=fahrung, und die einzige Zierde ist, die die Zeit uns nicht raubt.

100.

Die Ewigkeit der Strafen.

O mein Gott, das ewige Feuer! Kann=ten die dich wohl, welche so zu uns spra=chen? Das ewige Feuer für jene armen Geschöpfe, welche den Verführungen des Irrthums, den Stürmen der Leidenschaf=ten zu widerstehen haben? Das ewige Feuer für jene armen Geschöpfe, welche so viel Kämpfe kämpfen müssen, und de=

ren Waffen so schwach sind? O Gott! deine Güte, ewig deine Güte! Sie wal= tete vor unserer Geburt, sie ist noch, wenn der Tod uns zertrümmert hat!

102.

Persönlichkeit.

Man sagt gewöhnlich, daß es großen Leuten erlaubt sei, persönlich zu sein, oder daß man es ihnen wenigstens verzei= hen müsse. Ja, wohl in kleinen Angele= genheiten des Lebens; sind sie aber im Ruhm persönlich, wie das leider nicht selten ist, so kann man ihnen große Vor= würfe darüber machen. Sie zerstörten dann gerne alles, was sich auf ihrem Wege auszeichnet, und dieser Weg ist nach ihrem ungeheuren Reisebuche das

Unendliche; denn sie hoffen, noch in der entferntesten Nachwelt zu leben. Der im Ruhm persönliche Mann würde, hätte er Allmacht in den Händen, den Verstand und das Genie auf immer zur Unfruchtbarkeit verdammen, und selbst ihre Grundstoffe würden zernichtet werden; aber die Natur läßt sich nicht überwinden. Sie spricht zu ihrem undankbaren Sohne: ich habe dir viel gegeben, aber eine Ehre giebt es, die ich mir allein vorbehalten will: den Schimmer der Welt, und keinem gestatte ich es, ihn mir zu rauben. Laß daher auch Andern Gelegenheit, zu scheinen, du, dem ich die Mittel, zu glänzen, in so reichlichem Maaße gewährte. Siehe die am Firmament ausgestreuten Gestirne; sie sind prachtvoll und doch zahllos. Das ist das Gesetz meines Reichs; ich werde es dir zu Gefallen nicht verändern.

103.

Die Genfer.

Die Genfer sind wohl nicht so oberflächlich, als die Franzosen, und doch fühle ich minder Muth, von ihnen zu reden. Man bemerkt kaum den Eindruck, den man auf sie macht, und in der Calembourform sagte ich jüngst von ihnen: sie räsonniren besser, als die Franzosen, aber diese raisonniren mehr.

104.

Die Genfer.

Wunderbar, daß, trotz der Unterjochung, trotz der Verschmelzung der kleinen Nation in die große und größte, man doch noch immer sagt: die Genfer und die Franzosen.

Alles dieses wird sich ohnfehlbar ändern; aber es liegt etwas Ehrenvolles in dem Widerstreben, und in der edlen Erinnerung an das, was man war. Indessen sprach man bei der unvermutheten Einnahme Genfs von dem daselbst durch seine Verbindung mit Frankreich veranlaßten Jubel; diese Sprache führten die öffentlichen Blätter. Welche Materialien geben diese, und so viele andere, für die Geschichte!

105.

Staatsökonomie.

Arme Staatsökonomie! Man dreht sich darin herum, wie im Ringspiel. Die Gegenstände derselben greifen dergestalt in einander, daß man darin auf und nieder geht, ohne jemals, weder den Anfang, noch das Ende zu unterscheiden.

106.

Tribunat.

Daß die Grachen Tribune waren, wissen sie also nicht, jene neuern Redner, welche, indem sie für die Errichtung einer Munizipal = Oktroi sprechen, unaufhörlich in ihren Reden wiederhohlen: Tribunen! Meine Kollegen, Tribunen! Meine Kollegen! Es giebt Leute, die sich durch keinen Namen genirt fühlen, und die sich gerne Cäsaren nennen mögten, auch wenn sie mit verhängtem Zügel fliehen. Alles ist Sache der Gewohnheit.

107.

Uebertreibungen.

Der gute Herr de la Houssaye, welcher gerne mit seiner Kenntniß in der Staatsökonomie hervortreten mag, wiederholt unablässig, daß im Betreff der Auflagen zwei und zwei nicht vier machen. Man müßte ihn bei seiner komplimentirenden Art wohl daran erinnern, daß in verbindlichen Reden, in schmeichelhaften Worten zwei und zwei eben so wenig vier machen, und daß man die Wirkung, welche man hervorbringen will, durch Uebertreibung schwächt.

108.

Die Andern.

Sucht man, nur in seinen eigenen Augen zu scheinen, nur bei sich selbst Aufsehn zu erregen, so rede man mit Andern nur von sich, von seinen eigenen Prätensionen und Hoffnungen; aber von ihren Angelegenheiten, ihrem Interesse, ihrer herrschenden Eitelkeit muß man sie unterhalten, wenn man sehen will, wie ihre Züge sich beleben, ihre Stimme sich betönt, ihre Arme herumfechten, wenn man das Papiermännchen gehen lassen, und sich über seine Bewegungen ergötzen will.

109.

Die Anmuth.

Der Geschmack ist das feinste, was der Geist besitzt; aber die Anmuth ist noch nützlicher, die Anmuth im Ton, in den Worten, in den Manieren. Immerhin kann man sie zu den Geheimnissen unserer Natur zählen, die sich nicht definiren lassen. Ich zu meinem Theil würde sagen: — seht Madame von Stael — wenn dieses Wort nicht Gefahr liefe, einst ein Alter zu erreichen, in welchem die Jahre alles zerstören.

110.

Dieselbe Sprache bei entgegengesetzten Gesinnungen.

Man kann zuweilen bei einem durchaus entgegengesetzten Charakter dieselbe Spra-

che führen. Es ist nicht leicht, sich mit mir zu entzweien, waren gewöhnliche Worte des Kardinals de La-Roche-Aymon, die man oft anführte, um an seinen pöbelhaften Charakter zu erinnern. Kann man nun nicht, auch bei einer ganz anderen, bei der erhabensten Anlage, dieselbe Sprache führen? Sie vernachlässigen mich, sie sind nicht zuvorkommend gegen mich, sie achten nicht darauf, mir zur rechten Zeit Gegenbesuche zu machen; ich hatte nicht Acht darauf. — Aber werden sie nicht ungehalten sein, wenn sie erfahren, daß man gestern, nicht später, als gestern, in einer Gesellschaft sagte: sie hätten viel Ungelenkes, wenig Schickliches, und einen gemeinen Verstand? — Nein, ihr guten Teutschen, sagt, was euch beliebt. Es fehlt bei euch, bei mir; urtheilen wir nach Belie-

ben, und ein jeder nach seinem Ermessen. — Und auf diese Art könnte man auch bei einer Hoheit des Geistes, oder bei einer unverschämten Eigenliebe sagen: Es ist nicht leicht, sich mit mir zu entzweien.

III.

Gehorsam.

Es muß einem immer gegenwärtig sein, daß die Unterwerfung einer großen Zahl unter ein einziges Wesen keine natürliche Thatsache ist.

Man hat die Disciplin erfunden, um jenen Zweck in den Lagern zu erfüllen, und die Vollkommenheit dieser Wissenschaft hat den Despotismus vollendet.

Man hat Begriffe von Größe und Majestät erfunden, um jenen Zweck in bürgerlichen Gesellschaft zu erfüllen, und die Vollkommenheit dieser Begriffe hat mit Hülfe der Gewohnheit zur Ehrerbietung das schöne System der Vereinigung zwischen Ordnung und Freiheit vollendet.

112.

Erbliche Auszeichnungen.

Schenkt eure Aufmerksamkeit einigen wenigen Bemerkungen über den durch Geburt und Tradition erworbenen höhern Rang.

Dieser Rang, wovon die Rede ist, dient dazu, die königliche Majestät zu begründen, daurend zu machen, und so dem Fürsten die Kontinuität der Ehrerbie-

tung zu ſichern, eine Kontinuität, welche die wahre, dem Staat nothwendige, politiſche Uebertragung, und der vorzüglichſte Zweck iſt, worauf man durch die Erhaltung der erblichen Regierungen giebt. Und je nachdem dieſe Kontinuität gehemmt oder unterbrochen iſt, muß der Despotismus ins Mittel treten, und die Lücke ergänzen, woran es denn die regierende Macht auch nie fehlen läßt.

Ferner dient dieſer höhere Rang der öffentlichen Meinung zum Oberhauſe, und heiligt ihre Macht; ſtatt daß dieſe Meinung in Demokratien keinen beſtimmten Charakter, keine Feſtigkeit hat, und bald wie ein Wilder, aus blinden Unabhängigkeitsgeiſt in Harniſch geräth, bald, wie ein Sklave, von Volkstyrannen ein Gebiß erhält.

113.

Die Meinung der Gesellschaft.

Ich habe die Meinung der Gesellschaft ihre Macht mißbrauchen sehen. Sie hinterging die Minister, und oft war dies ein Glück. Aber mehrmals war ich im Begriff, ihr Hohn zu sprechen, und ich würde es in der That versucht haben, hätte ich persönliche Kraft dazu gehabt.

114.

Gewissensbisse.

Ach! wo ist das Leben? Ist es in der Gegenwart? Ist es in der Zukunft? Ist es in der Vergangenheit? Ihr könnt nicht darüber urtheilen, ihr, die ihr in einer Epoche, bei einem Umstande ganz von Ge-

wissensbissen umlagert seid. Nur schuldlosen Seelen, nur ihnen allein gehören alle Zeiten.

115.

Das Betragen Anderer gegen uns.

Worte beleidigen mehr, als Handlungen, der Ton mehr, als Worte, die Miene mehr als der Ton. Ich erkläre mir diesen Unterschied auf folgende Art. Je stiller, je ruhiger der Ausdruck der Empfindungen ist, die man gegen uns hegt, desto mehr gleicht er der Gewohnheit.

116.

Zusatz.

Wäre es nicht wegen der Ehre der Welt, ihr würdet euren Untergebenen eher einige

aufrührerische Handlungen, als eine behagliche Miene verzeihen.

117.

Umstände.

Der Antheil, den man ausserordentlichen Umständen zugestehen muß, ist unter allen politischen Entschlüssen der schwierigste. Man fürchtet sich, von den alten schüzzenden Grundsätzen eine einzige Ausnahme zu machen. Verweigert man eine unbedeutende Nachgiebigkeit, so läuft man Gefahr, zu großen Aufopferungen gezwungen zu werden.

118.

Eheliches Band.

Einem noch geistesarmen Menschen fehlt es nicht an Gegenständen, sich mit seiner Frau zu unterhalten; so mannigfaltig ist das gemeinschaftliche Interesse der Eheleute unter einander. Die gewohnten Verbindungen mit einer Mâtresse erfordern weit mehr Fülle des Geistes und Einbildungskraft. Die Weltfrauen vor allen gehen in keine andere, als halb verrückte Ideen ein, nichts gehört ihnen an, und allenthalben, wo sie die Spur der Vernunft erblicken, glauben sie die Fußstapfen eines Feindes zu entdecken. Diese der Ehe günstige Bemerkung müßte die Zahl ihrer Jünger in großen Städten vermehren, wo so viele Leute die in der Gesellschaft in Verlegenheit sind, um gemächli-

cher zu leben, oder es ihrem Verstande bequemer zu machen, eine Mätresse nehmen.

119.

Fragment über die metaphysische Freiheit. 1802.

Ein Mann von Geist focht gestern in meinem Hause das Dasein unserer Freiheit an, und ohne neue Gründe vorzubringen; machte seine nachdrückliche, didaktische Manier großen Eindruck.

Er personifizirte die Beweggründe unserer Handlungen, und indem er vorzüglich dabei stehen blieb, zu zeigen, wie diese Beweggründe alle unsere Entschlüsse hervorbrächten oder festhielten, schloß er daraus, daß, bei dieser steten

Unterwerfung unter einen Lenker, unsere Freiheit nicht existirte.

Der hauptsächlichste Irrthum in diesem Räsonnement kommt daher, daß man einen Theil, eine Modalität unserer geistigen Organisation absondert, um daraus unter dem Namen, Beweggründe, ein äusseres, ein von uns getrenntes Wesen zu bilden, dem man dann alle unsere Handlungen, alle unsere Willensschlüsse unterwirft. Daher setzen wir uns, indem wir diese Beweggründe, als einen Theil Unserer selbst, als eine von den Schöpfungen unseres Geistes reklamiren, in den Besitz der Freiheit, die man uns zu rauben trachtet.

Nicht ausser uns, nein in uns bilden sich unsere Willensbeschlüsse, unsere Meinungen, unser Wählen; und unser Geist ist es, der dieses schöne Werk, dieses aus

unwahrnehmbaren Nuancen und Elemen-
ten so zusammengesetzte Werk, daß es
einer Schöpfung gleicht, treibt. Unser
Geist versammelt alles um sich her, was
ihm Licht zu geben vermag, die Erinne-
rungen der Vergangenheit, die Erwägung
der Zukunft, und die weitesten Aussich-
ten, woraus das Gemälde der Einbil-
dungskraft besteht. Er faßt ferner den
Begriff der moralischen Freuden und der
Lust der Sinne, er begreift unser ganzes
Wesen unter seine unbeschränkte Aufsicht;
die Wahrheiten und Täuschungen scheinen
sich um unsern Geist zu versammeln,
scheinen vor ihm ein Treffen zu liefern,
und er ist es, der diesen oder jenen die
Palme zuerkennt. Was spricht man von
Beweggründen? Jeder vernünftige Ge-
danke hat den seinigen, jede gefährliche
Lockung auch den ihrigen; und wenn mit-

ten unter so vielen Regungen, mitten in der Qual, der unser Geist preis gegeben ist, er sich endlich entschließt, so ist dieser Entschluß sichtlich die lezte Handlung seines Nachdenkens, und keine despotische Proklamation, die von aussen an ihn gerichtet wird, um seine Zweifel zu fixiren. Sieht man denn nicht, wie er sich ihrer mit Autorität gegen alle Beweggründe bedient, welche sich ihm darstellen? Zuweilen stellt er diese in Reihe und Glied, und läßt sie vor seinen Blicken sich ausdehnen, wie auf einem Schlachtfelde, um sie desto besser zu erkennen und zu unterscheiden; zu einer andern Zeit läßt er sie einen nach dem andern vor seinem Richterstuhle erscheinen, hört einige günstig an; dann wird er ihnen abgeneigt, dann ruft er sie wieder zurück, und oft triumphirt ein Grund, den er aus der Vergeß-

senheit hervorzieht, den er aus der Nacht hervorgehen heißt, über alle anderen. Und diesen in aller Hinsicht allein herrschenden Geist, will man durch ein künstliches Räsonnement in einen Sklaven seines lezten Entschlusses umwandeln! Das heißt, die elendeste aller willkührlichen Voraussetzungen dem herrlichsten System der Macht und der Freiheit substituiren, wovon unser inneres Gefühl uns einen Begriff gewährt.

Giebt es in uns etwas, was höher ist, als das Denkvermögen, so ist es wahrlich nicht ein Beweggrund, den die Beschlüsse der Schule in Autorität setzten, so ist es wahrlich keine jener unendlichen Modalitäten, welche unser Geist beherrscht; sondern es ist das Ich, jenes geheimnißvolle, unbegreifliche Wesen, dessen Agent unser Denkvermögen bloß

zu sein scheint, dessen Glück durch Sorgsamkeit und Forschung zu machen, unser Denkvermögen bevollmächtiget ist.

Das Ich, der Mittelpunkt unserer Existenz, ist für Freuden und Leiden empfänglich; und diese Freuden und Leiden verdankt es den Eindrücken, welche die Sinne, womit er begabt wurde, aufnehmen, und den moralischen Wahrnehmungen, der Quelle, woraus so viele Sorgen und Hoffnungen entspringen.

An dieses Ich wenden sich die Leidenschaften, diesem Ich macht die Vernunft ihre Sprache verständlich, und das Ich allein thut in allen Untersuchungen, welche das Glück betreffen, den Ausspruch; ihm allein gehört die höchste Entscheidung. Aber es scheint das Denkvermögen, wenn es wirkt und zusammensetzt, ohne selbst daran Theil zu nehmen, han-

deln zu lassen, und sich einzig um seinen eigenen Zweck zu bekümmern.

Es dürfte daher scheinen, als wenn es in uns zwei Fähigkeiten gäbe, die beide unsere Freiheit beweisen. Die eine gehört ganz dem Ich, dem Alleinherrscher unserer lebendigen Organisation, dem Herrn des Hauses; die andere dem Denkvermögen, welches in den Details jeder Art der Nachforschung und Zusammensetzung aus Ursachen, die von dem Ich unabhängig sind, regsam zu sein scheint. So scheint der Künstler, indem er seinen Pinsel führt, der Dichter, indem er wohlklingende Verse an einander reiht, der Gelehrte, indem er in seinem Laboratorium den Geheimnissen der Natur nachspürt, eine, jedem eigenthümliche, Freiheit zu handeln zu besitzen. Und das Ich ist es, welches die Aussichten auf Ruhm

oder Glücksgüter genießt, welche die Arbeiten des Denkvermögens ihm verheissen, oder hoffen lassen; und sieht es, daß diese Arbeiten unfruchtbar sind, so gebietet es dem Denkvermögen, einen andern Weg einzuschlagen.

Endlich scheint es, als wenn es über dem Ich, das allein beschließt, oder das Handeln des Denkvermögens leitet, noch eine Stelle für eine höhere Autorität gäbe. Aber versuchen einige es, ihre geistige Kraft von einem höhern Standpunkt aus zu betrachten, dieses zu unternehmen, indem sie sich vermöge der Beobachtung über das Denkvermögen, und, so zu sagen, über das Ich stellen, wovon sie Bewußtsein haben, so werden sie augenblicklich das Fruchtlose ihres Versuches gewahr; und beharrten sie dabei, so würden sie in eine Art von Ver-

nichtung versinken. Denn dieser Platz, den wir zu ersteigen wünschen, gehört Gott allein, oder den himmlischen Geistern, denen ein Theil seiner Macht verliehen ist; hier giebt es Geheimnisse über Geheimnisse. Daher wollen wir, indem wir die Metaphysik unserer moralischen Organisation studiren, bei der Beobachtung unseres Geistes, die unser Gefühl billigt und bestätigt, stehen bleiben. Und was ist dieses Gefühl der Metaphysik? Ein noch durchdringenderes Licht, als das Licht unseres Verstandes, ein Licht, das die Vorstellung unserer einfachen Kräfte, als des Denkvermögens der Freiheit, des Vermögens zu wählen, des Willens, der Abhängigkeit unsers physischen von den Befehlen unsers moralischen Wesens deutlicher darzustellen scheint.

Giebt es wohl etwas Elenderes, als dieses erhabene System herabsetzen, als diesen unermeßlichen Begrif verkleinern zu wollen, indem man Modalitäten, die sich nicht definiren lassen, erschaft, die unter dem Namen, Beweggründe unsere Herrn, unsere alleinigen Herrn sein sollen? Diese durchaus phantastische Hypothese ist weit ungereimter, als die Hypothese der in den Raum ausgestreuten Atomen, um a priori die Einrichtung des Universums zu erklären; denn wir begreifen wenigstens das Dasein dieser Atomen, wenn wir in unserer Einbildungskraft alles, was da ist, zerlegen. Aber die Beweggründe sind nur Bezeichnung einer Idee, ein erfundenes Wort, um die innere Thätigkeit unseres Geistes nach aussen zu erklären, und einen deutlichern Be-

griff davon zu machen: Jedoch sind diese Beweggründe nicht weniger das Werk unseres Geistes; auch würde ohne diesen Geist, ohne die Fähigkeit zu denken, zu prüfen und zu wählen, ein Beweggrund keinen Sinn haben; während die Atomen, als unabhängig von der Existenz der harmoniereichen Welten, woraus das Universum zusammengefügt ist, von unserem Verstande gefaßt werden können.

Lassen wir denn das Geschwätz der Schule, lassen wir den Mißbrauch, den sie mit der Kunst zu urtheilen gemacht hat, mit dieser Kunst, die, sich gegen den Geist des Menschen erhebend, sich gegen ihren Schöpfer erhebt; denn diese Kunst ist unser Werk, während unsere geistige Herrlichkeit vor uns, vor unserer Arbeit, vor unsern Kräften, vor unserer Empfindung selbst ist. Ach! so lange man uns

die Pforten jenes innern Tempels, den wir unsere moralische Organisation nennen, nicht öffnet, laßt uns auf das Wort aller unserer intellektuellen Sinne glauben, daß folgende Wörter, so alt als die Welt: Denkvermögen, Wille, Freiheit, Ich sinnvolle Wörter, und erfunden sind, um die vorzüglichsten Charaktere unserer höheren Natur auszudrücken.

Und welch eine winzige, einem Kinderspiel gleichende Erfindung legt man dem höchsten Wesen nicht bei, wenn man an die Stelle der großen Idee der Freiheit, der an den Verstand geknüpften Freiheit, einen einförmigen Mechanismus setzt? Wo wäre dann der Zweck der Schöpfung, wo der Zweck der Ordnung und der Herrlichkeit der Welt?

Schließlich will ich noch weiter gehen. Ich gebe hypothetisch das metaphysische

System der Beweggründe zu, der herr-schenden Beweggründe, welche ich eben erklärt habe, und ich sehe dann nicht mehr, wie irgend einige Freiheit im ganzen Universum statt finden, wie selbst das erste Wesen diese Eigenschaft haben könnte. Denn den Beschlüssen des Allbeherrschers der Welten müßten Beweggründe vorhergehen, wie den Beschlüssen der Menschen. Ja, unstreitig bedürfen alle Handlungen Beweggründe, dies ist selbst eine Bedingung der wahren Freiheit; aber diese Beweggründe sind das Werk unseres Geistes, nicht das feste Resultat einer von uns unabhängigen Kraft. Furchtbares System, das mitten in der gesellschaftlichen Welt alle Ideen von Ehre und Ruhm zerstören, und in einer unermeßlichern Aussicht, in unsern Verhältnissen mit der Gottheit, unsern Wetteifer, unser Verdienst, und unsere Hoffnungen vernichten würde!

Gedankenskizzen *).

I.

Ueber den Materialismus.

Was thun mir alle die Schriften, welche uns beweisen sollen, daß die Seele ein

*) Nachstehende Gedanken sind aus Anmerkungen gezogen, die mein Vater hinterlassen hat. Keine davon war weder abgeschrieben noch geordnet. Er hatte sowohl diese, als mehrere andere, die ich jezt nicht bekannt mache, mit der von mir beibehaltenen Ueberschrift versehen: Gedankenskizzen.

Ich war etwas unschlüssig darüber, ob ich sie bekannt machen sollte, oder nicht. Da indessen diese Bemerkungen,

materielles Wesen sei *)? Keiner von uns, wenn wir davon reden wollen, kann sie anders, als durch ihre Wirkungen er-

---

welche er für sich selbst nieder schrieb, dazu beitragen können, eine noch genauere Kenntniß von seiner Art zu beobachten zu geben, so entschloß ich mich, einige derselben, so wie ich sie fand, drucken zu lassen.

*) Vor diesem Aufsatz stand von der Hand meines Vaters: Unvollendeter Artikel — ich will erst Cabanis Werk lesen. — Dies sind bloße Notizen, die ich niederschreibe, um sie mittlerweile nicht zu vergessen ..... Wie ganz abweichend seine Meinungen von denen des Senators Cabanis auch sein mogten, so war ihm das kraftvolle Talent dieses Schriftstellers doch besonders auffallend gewesen, und er hielt ihn mit Recht für einen Gegner, der vor allen genaue Aufmerksamkeit verdiente.

kennen; denn ihre Natur ist für sterbliche Augen unsichtbar. Daher, um die Intelligenz von dem, was wir sehen, was wir fühlen, was wir hören zu unterscheiden, haben wir sie einen Geist genannt. Daher nennen wir die Seele bloß wegen des Eindrucks unserer physischen Sensationen auf dieselbe materiell; aber dieser Eindruck kommt von einer Eigenschaft her, und nicht von zwei Körpern, die sich gegenseitig berühren. Wir nehmen ja in der physischen Welt Eigenschaften wahr, die ohne Berührung Kraft besitzen; eben so können wir uns eine geistige Eigenschaft denken, die unserem Körper durch unbekannte Kraft gebietet. Ich ergebe mich eben so wenig den Beweisgründen des Materialismus, die aus dem Einfluß unserer Krankheiten auf unser Denkvermö-

gen hergenommen sind. Das ist ein in Unordnung gerathenes Klavier.

Mit welchem Instrument findet ihr ein gefühlvolles Wort? Mit welchem Instrument erweckt ihr eine Erinnerung, eine Erinnerung, die ihr dann wieder der Vergessenheit übergebt?

Ihr habt nur zwei entscheidende Wörter, Geist und Materie; und um gewöhnliche Ideen auszudrücken, habt ihr mehrere Synonyme.

2.

Erblichkeit.

Man könnte sagen, es gebe in den politischen Anordnungen einen Instinkt, und das Studium bestätige, was dieser Instinkt hervorgebracht habe. Dies bezeuge

die Erblichkeit, eine Idee, ursprünglich im Geist der Menschen, nachfolgend in der Ueberlegung.

3.

Das Geheimniß des Selbst.

Umsonst bestrebt sich der Mensch, das Geheimniß seiner intellektuellen Organisation zu fassen. Er mögte gern sein Denkvermögen gleichsam hören.

4.

Sehnsucht.

Wehe dem Menschen, den Sehnsucht nicht zu erweichen vermag! Ihm verschließt sich eine eherne Pforte, wenn er ein geliebtes Bild wiederfinden will.

5.

Neid.

Man ist minder eifersüchtig auf gesetzmäßige Ueberlegenheit als auf eigenmächtige Vorzüge.

6.

Vertraulichkeit.

Es giebt Leute, welche sagen: unser Montesquieu, unser Pascal; — ich habe diese Vertraulichkeit mit solchen Männern nicht gern.

7.

Ruhmsucht.

Man darf nur das sehen, was von grossen Männern übrig bleibt, um in seiner Ruhmsucht nachzulassen.

8.

Der Scherz.

Madame, sagte Dorval, sie wissen, wie sehr ich den Scherz liebe, man sagt sogar, daß ich mich ein wenig darauf verstehe; wissen sie auch, daß der gute Sterheim ein Mann von vielem Geist ist? Ja, ich sage ihnen, er ist es; wir haben beide allerliebste Sachen über den Scherz geredet, wir haben — Sie haben allein geredet. Der Scherz ist ein Zusammenfluß des Feinsten, was der Geist besitzt.

9.

Allgemeine Bannsprüche.

Nichts ist furchtbarer, als die allgemeinen Bannsprüche. Haben eure Hasser

einen gefunden, der euch schaden kann, so führen sie denselben unaufhörlich im Munde. Ich begegnete einem solchen auf meinen Wegen, der mir viele Feinde gemacht hat. Man hat mich für den Urheber der Verdoppelung des Bürgerstandes ausgegeben; diese Verdoppelung — ich habe sie in meiner Geschichte der französischen Revolution erklärt — war in vielem Betracht ein Entdoppelung: das ist das rechte Wort. Aber es wurde zu spät gesagt, es war nicht mehr Zeit, dasselbe einem andern entgegenzusetzen, welches schon Gewicht erlangt hatte.

10.

Empfänglichkeit.

Man erniedrigt sich, wenn man zu leicht Mißtrauen faßt.

11.

Die Einbildungskraft.

Der elektrische Strom bedarf eines Leiters, so auch die ätherische Flamme der Einbildungskraft.

12.

Ein zweckmäßiger Brief.

Du hast acht Seiten voll an den Fürsten geschrieben, um dich von einem Jagdverbrechen zu reinigen, dessen man dich bei ihm beschuldigt, und doch ist es dir nicht gelungen, seinen Zorn zu stillen. Einer deiner Kameraden hat einen noch weit größern Fehltritt begangen, und alles mit einem viel kürzern und viel weniger gescheuten Brief wieder gut gemacht.

— Hier hast du sie beide; urtheile selbst darüber. — Ich habe sie gelesen, du hast Recht, und doch erstaune ich nicht über das Resultat. — Erkläre dich. — Auf eine ganz leichte Art. Sieh diese vier Zeilen, welche den Brief deines Freundes schließen. — — Nun? Sie haben gar keinen Bezug auf die Sache. — Wahr, aber desto mehr auf den Mann, der das Urtheil fällen soll, desto mehr auf den Fürsten.

13.

Ueber die Reden der Könige von England.

Wann werden denn Englands Könige es lernen, was sie mit ihren Eröfnungsreden in der feierlichen Sitzung, wo sie vom

Thron herab zu den Pairs und den Kommünen des Reichs sprechen, ausrichten können? Unstreitig muß eine solche Rede kurz sein, denn sie muß den Charakter der Würde behaupten, der ihr zukommt; aber mit wenigen Worten kann man in einer schönen Sprache viel Hohes sagen. Man kann es mit Muth, mit Würde, mit Majestät; und doch scheint es, wenn man diese Reden liest, als wenn der Monarch nur darauf denke, wie er sich aus einer schwierigen Aufgabe herauswickeln solle, und als sehne er sich beim Anfang voll Ungeduld, wohlbehalten das Ende zu erreichen, ohne weder das Publikum, noch die Pairs, noch die Kommünen beleidigt zu haben. Die Reden der Könige von England, dächte ich, könnten ganz anders eingerichtet sein. Warum die Regierung in den öffentlichen Proklamationen,

die sie im Kriege und Frieden ausgehen läßt, nicht glücklicher ist, weiß ich nicht. Sie hat doch so vortrefliche Muster der Beredtsamkeit, einer angemessenen Beredtsamkeit, in den täglichen Debatten des Parlements; und wenn die Minister mit Europa zu reden haben, so ist in ihren Vorträgen alles erborgt, und weder Leben noch Originalität. Sie gleichen jenem Menschen, den man wegen seines Barts malen wollte, und der ihn abscheren ließ, um desto anständiger bei dem Maler zu erscheinen. Ich erinnere mich noch, wie sie sich aus einer schönen Veranlassung herauszogen, die ihnen 1777, als Frankreich mit Amerika verbunden war, zu Theil wurde. Die Regierung hatte wohl die Absicht, ihre Sache recht gut zu machen, denn sie wendete sich an Herrn Gibbon, der die Erklärung ausarbeiten

sollte; aber dieser behandelte die Sache bloß mit Scharfsinn, und glaubte, daß man weiter nichts wolle, weil man sich an einen Gelehrten wendete. Ich vermuthete schon damals, daß es das Werk eines bei der Regierung nicht angestellten Mannes sei, und hatte den Herrn Gibbon in Verdacht; dies sagte ich ihm in der Folge gerade zu, und daher gestand er es mir, was er freilich nicht von selbst gethan haben würde.

14.

Die Pairs von England.

Man macht in England zuviel aus den Pairs. Es ist zu besorgen, daß dadurch die wohlthätige Achtung abnehme, welche jene Einrichtung einflößt.

15.

Reisen.

Einer Art von Lehnsbarbarei hat man die Schwierigkeiten zugeschrieben, welche die Alleinherrscher von Rußland lange den Reisen ihrer Unterthanen ins Ausland entgegengesetzt haben. Der jetzige Kaiser, von liberalen Grundsätzen beseelt, hat sie alle aufgehoben, und nun gehen die Russen zahlreich aus dem Lande, durchstreifen ganz Europa, und halten sich allenthalben lange auf. Ich bin der Meinung, daß die Freiheit, die man ihnen läßt, nun das Maaß überschreitet, nachdem sie aus Gründen, die unvereinbar mit den Sitten der Zeit sind, an ihr Vaterland gefesselt wurden. Ein Land, wie Rußland, wo so viele Güter des Lebens fehlen, und welches nicht weiß, ob es die-

selben immer mit seinem Holz und seinem Hanf wird bezahlen können, muß über den Aufwand, den die Reisenden im Auslande machen, ein wachsames Auge haben, muß es um so mehr, da sein Territorialvermögen in ungeheuren Strecken in den Händen der Großen sich befindet, so daß eine kleine Zahl von ihnen einen beträchtlichen Theil des Nationaleinkommens für sich allein in fremden Ländern verwenden würde, wenn sie ohne Einschränkung von Seiten des Souverains reisen, und sich daselbst aufhalten könnten. Ungeheures Eigenthum in einer Hand ist etwas Ausserordentliches, und daher muß die Freiheit, mit demselben zu schalten, bedingt sein. Ich glaube daher, daß in einem Staat wo in doppelter Kombination theils dieser Zusammenfluß von

Reichthümern bei einigen statt findet, theils aber das Land durch Handelsnachtheile in einer mißlichen Lage ist, nicht wenig davon abhängt, wenn der unbeschränkten Freiheit, sich im Auslande aufzuhalten, Gränzen gesetzt werden.

16.

Die öffentliche Meinung.

Giebt es keine höhern Klassen in der Gesellschaft, so giebt es auch keine öffentliche Meinung. Die Meinung ist das Resultat der Wahl unter den Ideen, und um diese anzustellen, muß auch eine Wahl unter den Personen statt finden.

17.

List der Verläumder der Regierung.

Die Verläumder der Regierung, welche sich nicht bloß stellen wollen, leihen ihren Witz einem Mann von Geist, und bedienen sich desselben, als eines Werkzeuges ihres Gottes.

18.

Die Alten.

Sie sollten nie das Wort köstlich, gebrauchen; es gehört nicht mehr zu ihrem Alter.

19.

Die Weiber.

Die Weiber sollten sich durchaus keine falsche Bewegung erlauben. In allem, was man aus Gewohnheit thut, liegt ein ursprünglicher Grund.

20.

Ein Risiko.

Ein großes Risiko ist es, alles durch Freundschaft ohne Lob bezahlen zu wollen.

21.

Gierde.

Wenn die Liebe zum Gelde jemand zu sehr beherrscht, so stelle er sich nur vor, was er mit demselben machen kann; dies, dünkt mich, muß seine Gierde stillen.

22.

Die Revolution.

Die Revolution hat in Frankreich die Summe von Geist vermehrt; eine größere Zahl von Leuten besitzen ein wenig davon.

23.

Ein Werk.

Um ein Werk zu beurtheilen, bedarf es des Publikums. Vielleicht habt ihr weder einen feurigen, noch einen gefühlvollen Menschen um euch, und Furchtsamkeit in jeder Art diktirt Familien- oder Kameradenrath.

24.

Das Parterre.

Das Parterre besteht oft aus Leuten, die, alle einzeln genommen, ihre Meinung zu äussern nicht wagen würden. Sie fassen Muth, wenn sie zusammen sind, und urtheilen dann oft mit vollkommener Scharfsichtigkeit.

25.

Das Schwankende.

Hütet euch, beweisen zu wollen, was keiner vollkommenen Darlegung fähig ist. Das Schwankende ist besser.

26.

Gebrauch in Genf.

Reizender Gebrauch in Genf! — man führt dort den Namen seiner Gattin. Welch eine bewundernswürdige Erfindung ist doch eine Gattin!

Traurige Folgen
eines
einzigen Fehltrittes.

Vorbericht des Verfassers.

In einem Gespräch, dessen Gegenstand der Roman, Delphine, war, behauptete man, bloß häusliche Zuneigung könne eben so natürlich, als eine andere Liebe, äusserst tragische Situationen herbeiführen. Diese Meinung wurde bestritten, und durch eine Art von Ausforderung lockte man nachstehende Erzählung hervor, welcher Wahrheit zum Grunde liegt.

Obiger Vorbericht ist von meinem Vater. Er hatte schon seine Einwilligung dazu gegeben, daß diese Novelle im vorigen Jahre in ein Journal eingerückt würde; aber nach reiflicher Ueberlegung that

er darauf Verzicht. In meinen Augen hieß es indessen, seinen Ruhm unvollständig lassen, wenn man ein Werk nicht bekannt machte, das in sich selbst so bewundernswürdig, und durch den Namen des Verfassers so ausserordentlich ist.

Die in einem Werke Neckers enthaltene Moral herauszuziehen, mögte sich in der That für mich eben nicht sehr schicken; indessen scheint es mir, als wenn die furchtbaren Folgen der Unordnung in Geschäften in dieser Schrift mit einer Kraft dargestellt sind, wie man sie nirgends findet, und deren Anwendung äusserst gemeinnützig ist. In den meisten Romanen, die einen moralischen Zweck haben, mahlt man auf einer Seite ganz vollkommene, und auf der andern durchaus hassenswürdige Charaktere. Meiner Meinung nach machen solche Schriften gar keinen Eindruck auf die einzige einer Verbesserung fähige Klasse, auf diejenige, welche zugleich schwach und gut ist. Wahren Nutzen schaft es nur, Furcht vor sol-

chen Vergehungen einzuflößen, die von Natur ehrliebende, zarte, gefühlvolle Wesen begingen; ihnen allein kann guter Rath nützen, sie allein ein trauriges Beispiel abschrecken. Die Natur lasterhafter Geschöpfe ist von der unsrigen so verschieden, daß Schriften jeder Art nie bis zu ihrer Ueberzeugung in sie dringen. Sprache, Empfindungen, Hoffnung Furcht, alles ist ihnen gleichgültig, und nichts vermag auf sie zu wirken, als die Ereignisse ihres eigenen Lebens.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ein dramatischer Schriftsteller den Personen, welche er anführt, nicht gerade seinen Beifall gebe, und daß er deswegen nicht minder ein strenger Moralist sei, weil er auf der einen Seite die Verkettung der Vergehungen und ihrer traurigen Folgen schildert, oder auf der andern den Erfolg guter Handlung und ihre Belohnung darstellt. Man muß sich fast schämen, vor den Augen des literarischen Europas Ideen zu wiederholen, die so

allgemein anerkannt sind, daß sie fast ganz überflüssig scheinen. Aber in Frankreich, wo die zum Schweigen gebrachten politischen Parteien sich nur noch auf dem dürren Felde der Literatur versuchen können, muß man alles deutlich machen, indem man diejenigen widerlegt, welche, ich gebe es zu, alles verstehen, aber äusserlich ihr ernsthaftes Wesen beibehalten, wenn sie etwas sagen, was sie nicht denken, und sich insgeheim über die gute Art ihrer leichtgläubigen Leser aufhalten.

Traurige Folgen
eines
einzigen Fehltrittes

Miß Lesby, entsprossen aus einer angesehenen Familie, verlor ihre Eltern sehr früh. Eine Schwester ihrer Mutter, die allgemein geachtet wurde, und seit langer Zeit in einer Provinz Englands abgeschieden lebte, hatte die Vollendung ihrer Erziehung übernommen. Die mäßigen Revenüen der Miß Lesby wurden dazu verwendet, ihr solche Lehrer zu halten, die ihrem Geschmack für die Wissenschaften angemessen waren, und ihre glücklichen Anlagen ausbilden konnten.

Die Natur hatte alles für dieses Mädchen gethan, und ihr einen zierlichen Wuchs, vollkommen schöne Gesichtszüge, und eine unbeschreibliche Anmuth verliehen. Eine so hohe Summe von Reizen zog die Blicke Aller auf sich. Ohne besonders darauf zu achten, genoß Miß Lesby die Huldigungen, welche man ihr spendete, und man hätte sie für gleichgültig gegen den mannigfaltigen Triumph der Eitelkeit halten können. Aber ihr gefühlvolles Herz erfüllte sie schon mit dem Begrif eines anderen Glücks, sie strebte, dereinst das Gut, das einzige Gut eines ihrer würdigen Wesens zu werden, sie fühlte das Bedürfniß zu lieben, und geliebt zu sein.

Noch hatte Miß Lesby ihr achtzehntes Jahr nicht erreicht, als der Chevalier Sommers von seinen Reisen nach England

zurückkehrte. Der vor kurzem erfolgte Tod seines Vaters hatte ihn zum Besitzer eines beträchtlichen Landgutes gemacht, und dieses Landgut lag in der Grafschaft Kent, der nämlichen Provinz, wo Miß Lesby lebte.

Heinrich Sommers Rückkehr nach einer langen Abwesenheit wurde gleichsam ein Ereigniß für den ganzen Kanton, und bald suchte man, indem man sich von ihm unterhielt, eine Partie für ihn. Da wurden alle Mädchen genannt, die sich für ihn schicken mogten, und die Aufmerksamkeit war einzig auf Frauenzimmer von hohem Range gerichtet.

Diese Gerüchte kamen auch zu Miß Lesbys Ohren. Anfangs hörte sie dieselben ganz gleichgültig an, als sie aber den Chevalier gesehen hatte, empfand sie ihre

mäßige Glückslage zum ersten Male schmerzlich. Heinrich Sommers vereinigte mit einem edlen Aeussern jede Schönheit, die einen Mann zu zieren vermag, und seine ruhige Fassung, sein gemessener Ton würden zu sehr imponirt haben, hätte man nicht in seinen Augen den Ausdruck der gefühlvollsten Herzensgüte erblickt. Man warf ihm eine stete schmachtende, melancholische Miene vor; aber eben diese Miene, welche von andern als ein Zeichen und Beweis eines finstern Charakters ausgedeutet wurde, war in Elisens Augen ein Reiz von dem Augenblick an, wo sie Heinrichs Aufmerksamkeit empfing, wo sie von ihm geliebt zu sein wünschte, und wo sie ihre Liebe zu ihm gewahr wurde. Elise glaubte, daß Heinrich, der stolze Heinrich, die tröstenden Worte einer zärtlichen Seele auffu-

chen würde, daß sie Bedürfniß für ihn sein mögten, und Elisens gefühlvolles Herz ergriff diese Hoffnung. Sie wurde nicht getäuscht. Angezogen durch ihre Schönheit näherte der Chevalier Sommers sich ihr in den großen Gesellschaften des Kantons; der lieblichste Ton ihrer Stimme, dieser geheimnißvolle Zug, wodurch die Seele sich am deutlichsten zu enthüllen scheint, wurde eine neue Lockung für Heinrich, und je mehr Elise sprach, je mehr sie sich ihm mittheilte, desto unwiderstehlicher fesselten ihn der Adel ihrer Empfindungen, die Zartheit ihrer Gedanken, und die Reinheit ihrer Sprache. Er glaubte in Elisen den Verein gehaltvoller und glänzender Eigenschaften gefunden zu haben, wovon seine rege Einbildungskraft ihm schon lange ein phantastisches Ideal aufgestellt hatte. Aber als der Chevalier

die Vorzüge Elisens auf diese Art der Prüfung seines Verstandes unterwarf liebte er sie schon mit Inbrunst.

Daß Miß Lesby in Hinsicht auf ihr Vermögen und ihren Rang in der Gesellschaft in einer minder glücklichen Lage, als er, sich befand, und daß er, erhielt er ihre Hand, ihr noch Vorzüge verschaffen konnte, welche die Welt sehr zu schätzen pflegt, dieser Gedanke machte ihm Vergnügen. Nichtsdestoweniger war er sehr unruhig über Elisens Antwort an dem Tage, wo er sich entschloß, ihr schriftlich die Leidenschaft, welche er für sie gefaßt hatte, und die feurigen Wünsche, die er hegte, zu erkennen zu geben.

„Hat Elise," schrieb er ihr, hat „Elise mitten unter den Huldigungen, „die man ihr zollt, meine Liebe bemerkt? „Elise, edle Elise, so stolz auf so viele

„Titel, werden sie mich für würdig hal-
„ten, mein Geschick auf immer mit dem
„ihrigen zu vereinigen? Werden sie mich
„für würdig halten, ihr erster Freund zu
„sein, es in allen Beziehungen zu sein,
„und mich dessen zu rühmen bis zu mei-
„nem lezten Athemzuge?“

Zitternd wurde die Antwort hinge-
schrieben, aber Sommers Wünsche wur-
den angenommen, und am folgenden Ta-
ge sagte Miß Lesby in einem Briefe an
ihre beste Freundin, daß, hinge Hein-
richs Glück wirklich von Elisens Gefühlen
ab, sie fürchte, er sei glücklich gewesen,
ehe er es gewünscht habe.

Auf dem Gipfel des Glücks glaubte
sich der Chevalier Sommers im Genuß
eines neuen Lebens, und kein Wort deuch-
te ihm stark genug, die Entzückungen sei-
ner Wonne auszudrücken. Dennoch mit

Thränen, aber mit wollüstigen Thränen, sagte er zu den Füßen der Miß Lesby ihr von seinem Glück, von seiner Dankbarkeit, legte er in Elisens Händen den Eid ab, auch unter Hymens Gesetzen der zärtlichste, der feurigste Liebhaber zu bleiben. Er sah Elisens Rührung, verstand ihre Blicke, und forderte kein anderes Versprechen. Ach! in wie kurzer Zeit verstanden sie sich, in wie kurzer Zeit faßten sie es, daß der Himmel sie für einander geschaffen habe! Hymen befestigte ihr Geschick, Hymen vereinte sie, und schimmernd beide von Jugend und Schönheit wurden sie beneidet, aber noch mehr geliebt; denn sie bestrebten sich durch Aufmerksamkeit und Diensteifer gegen die Gesellschaft Verzeihung wegen ihres Glücks zu verlangen. Heinrich glaubte den Leuten, die ihm von Elisen etwas gutes sag-

ten, nie genug seine Ergebenheit bezeugen zu können, und wenn Elise Heinrich loben hörte, so beseelten sich ihre Blicke, glänzten sie von Glück, und liebliche Worte, rührende Ausdrücke sprachen ihre Erkenntlichkeit aus.

War eine Assemblee der Provinz zu Macols, Sommers Schlosse, versammelt, so ging der Chevalier alle Augenblick nach Elisens Zimmer, um zu sehen, ob sie schon zu erscheinen bereit sei; war sie es, so lief er ihr eilig vor, und stellte sich so, daß er recht wahrnehmen konnte, welchen Eindruck Elisens Putz und Schönheit in der Mitte des Zirkels machten. Dann ging er zu denen, welche das größte Erstaunen hatten blicken lassen — Nun....? — sagte er jedem insbesondere, und wurde nicht müde, dieselben Ausrufungen der Bewunderung von jedem anzuhören.

Heinrichs so lebendig, so unabläſſig auf Eliſe gerichteten Blicke hätten jedermann geleitet, wäre nicht die vollendete Schönheit allein mächtig genug, Huldigungen zu erregen und feſtzuhalten.

Heinrich wollte auch, daß man Eliſens feinen Ideen, und ihre ſtets zarten, ſtets gewählten Ausdrücke bewunderte. Zuweilen wohl ſetzte er ſeine Gattin dadurch in Verlegenheit, viel öfters aber machte er ihre Worte mit einer Gewandheit des Gefühls geltend, welche jede Kunſt des Verſtandes weit übertraf. Kurz Eliſa hatte an ihm einen, bis in das kleinſte Detail der Eigenliebe ſo ſehr verbündeten Freund, daß ſie eine doppelte Exiſtenz zu führen glaubte, und ſich in allen Gefühlen Heinrichs, wie in einem jener Spiegel, erblickte, die durch einen glücklichen Zufall die Züge verſchönern,

ohne der Wahrheit den mindesten Abbruch zu thun. Und welch ein Beschützer in allem war dieser Heinrich nicht! Vielleicht würde er ein zu stolzes Wesen angenommen haben, hätte man Elisen etwas streitig machen wollen; allein bei seinem allumfassenden Wohlwollen schien er bloß stolz auf sein Weib zu sein, sich bloß auf den Glanz etwas zu gute zu thun, den sie um sich her verbreitete. Allein der Name, Lady Sommer, dieser Name, den Elise von ihm hatte, dieser Name, das Zeichen ihres Bundes, machte ihn zittern vor Freude, erfüllte ihn mit allen Regungen der Liebe, wenn er vor ihm ausgesprochen wurde. Der Liebhaber, als Gatte, der Gatte als Liebhaber, hat allein alle Schwingungen des Herzens gekannt, ist allein im Stande gewesen, alle Geheimnisse des Gefühls

zu entdecken. Doch war des Chevalier Sommers Glück erst vollendet in dem Augenblick, wo Elise, von Natur schüchtern und stolz, jenes volle Zutrauen, das Resultat einer vollkommenen Einheit, gefaßt hatte, erst in dem Augenblick, wo sie mit ihres Heinrichs Vermögen, wie mit ihrem eigenen schaltete, wo sie damit in der Welt, eben so behaglich sich dabei fühlend, glänzte, als mit einem Gut, was ihr gehörte. Das Deinige ist das Meinige, das Meinige das Deinige — das ist der unterscheidende Zug der zartesten Genüsse der Liebe.

So gaben nach und nach Elise und Heinrich sich einander ganz hin, so herrschte unter ihnen ein ewiger Zauber, und Hymens Gesetz, unter welchem sie lebten, war für sie eine Quelle des innigsten Interesses, das die Liebe allein nicht

hätte erzeugen können. Sie liebten den Eid, der ihren Bund besiegelt, der ihn in den Augen der Menschen unauflöslich gemacht hatte. Sie schufen vereint Entwürfe, und fanden sie alle schön, weil sie gleichen Theil daran hatten, sich gegenseitig dazu vereinigten. Sonder Grauen durchschauten sie in ihrer Einbildungskraft die verschiedenen Abschnitte, aus denen das Leben besteht, und sich das Alter als einen Zeitraum darstellend, wo sie vereint einen langen Weg zurückgelegt hätten, sehnten sie sich nach den süßen Erinnerungen, die dann an die Stelle ihrer Hoffnungen treten würden. Zuweilen erfaßten sie selbst die Idee des Todes, und dachten, daß, ergriffe er sie beide an einem Tage, zu einer Stunde, zu einem Augenblick, sie sich in diesen Abgrund mit der Gewißheit, nimmer

getrennt zu werden, werfen, und sich der Idee hingeben würden, daß ihr glühendes, ihr in Liebe lebendes Herz jeder Zerstörung Trotz bieten würde. Welch ein Zeichen der Unsterblichkeit ist eine liebende Seele! Und glücklich, wie sie waren, namenlos glücklich, und in sich selbst keine Urkraft findend, erhoben sie ihren Geist zu der ewigen Ursache, glaubten sie an Gott, liebten sie ihn, und beteten ihn an.

Noch hatten ihnen die Menschen und die Gesellschaft nichts zu Leide gethan, und bei dem ersten Kummer, den sie ihnen verursachten, glaubten sie, eine neue Quelle der Lust entdeckt zu haben; so viel Reiz hatte für sie das Bedürfniß, sich gegenseitig zu helfen, und das gab ihrer Innigkeit einen neuen Werth. Sie sahen nun besser den Zirkel, der sie um-

gab, der sie von der Welt trennte, und in dieser Art von Asil für ihr Herz fühlten sie sich inniger vereint, inniger einer des andern.

Besonders war Heinrich der Hand eines Freundes bedürftig, um die Kränkungen zu mildern, die reichlich aus einer steten Gemeinschaft mit den Menschen hervorquellen. Heinrich stand wegen seiner Familie und seiner Lage in der Welt in vielfachen Verhältnissen, ihm war der Geschmack für Ansehn frühe eingeflößt; auch hatte er keins von den Mitteln vernachlässigt, welche dazu geeignet waren, ihm die öffentliche Gunst zu erwerben, dazu geeignet waren, ihm in der Gesellschaft Erfolg zu verschaffen. Aber wie mag man danach streben, es Andern in den Genüssen der Eigenliebe zuvor zu thun, ohne Augenblicke des

Kleinmuths oder der Erregung zu haben? Auf allen Straßen giebt es Nebenbuhler, und heiligen und heben sie auch zuweilen euren Triumph, so arbeiten sie doch viel häufiger euren Plänen entgegen, und vereiteln eure Bewerbung.

Elise empfand es schmerzlich, daß sie für Heinrich nicht alles sei, wie er ihr alles war; aber ihre Vernunft machte es ihr leicht begreiflich, daß, da die Männer durch gesellschaftliche Ordnung berufen sind, eine Rolle in der Welt zu spielen, es natürlich sei, daß sie auf diese Bestimmung Gewicht legen, und die Gefahren derselben übernehmen. Bald wurde Elise sogar vergnügt, indem sie sah, daß die von jeder Art der Ehrsucht unzertrennlichen Leiden in eben soviel Gegenstände des Zutrauens von Heinrichs Seite sich verwandelten, und daß er bei ihr

den Muth oder Trost suchte, dessen er bedurfte. Und welche Wonne für eine gefühlvolle Frau, jeden Augenblick zu bemerken, und zu empfinden, daß sie durch ihre Sprache, ihr zartes Interesse, ihre süßen Liebkosungen der geheimen Tendenz des Freundes ihrer Seele eine andere Richtung zu geben vermag, welche Wonne, ihn ruhig von ihr gehen zu sehen, wenn er voll Unruhe zu ihr kam, von neuem Muthe beseelt, wenn alle Hoffnung ihn verlassen hatte.

Ohne Studium war es Elisen gelungen, durch die Liebe ihr gelungen, Heinrich kennen zu lernen. Sie wußte, wie die Meinung Anderer auf ihn wirkte, wußte, welchen Eindrücken er nicht leicht widerstand, und auf welche Art man dahin gelangte, seine Imagination zu trüben. Aber alles war so rein, so

edel in des treflichen Heinrichs Gefühlen, daß Elise niemals tiefe Wunden zu heilen hatte, und daß sie mit zarter Aufmerksamkeit, einer erlaubten Geschicklichkeit, ihrem Theuren den Frieden wiedergeben konnte.

Heinrich, der sich auf diese Art von Elisens Verstand und Freundschaft unterstützt sah, trug aus jeder Unterhaltung mit ihr ein zärtliches Gefühl der Dankbarkeit davon; aber es schmerzte ihn, daß er nie Gelegenheit hatte, Elisen gleiche Dienste zu leisten, und als er sich einmal darüber beklagte, so erwiederte sie ihm: „ich habe gewiß Zutrauen zu dir, theurer Heinrich, und würde dir, wenn es möglich wäre, mein Herz offen darlegen, damit du meine geheimsten Empfindungen darin lesen könntest. Aber die Welt kann mir kei-

nen Kummer machen. Ich habe nur ein Interesse, hege nur einen Wunsch: von meinem Heinrich geliebt zu sein, ihn glücklich zu sehen! Das ist das Loos meines Lebens, kein anderes Gut verlange ich."

O liebliche Worte! rief Heinrich. Vermögen die Engel des Himmels den Seeligen, die sie umgeben, bezaubernderе zu sagen? Wohlan, sei meine Wohlthäterin, sei es, wie du es verlangst, mit vollendeter Großmuth, und nichts von mir fordernd, als Liebe. Ach! mögte ich dir diese Schuld ganz bezahlen! Mein Leben ist mit dem deinigen durch alle nur ersinnlichen Bande vereint; mache alles aus mir, was du wünschest.

Diese Gewalt nehme ich an, mein Geliebter, denn nimmer werde ich etwas

anders wünschen, als dein Glück. Ich könnte meine Tage mit dir in einer Wüste verleben, und alle meine persönlichen Wünsche wären erfüllt; aber mein Freund ist der Welt gewohnt, Bewegung gefällt ihm, die Spiele der Ehrsucht interessiren ihn. Er soll weder seinen Geschmack, noch politische Rücksichten opfern, die zu seiner Lage gehören. Die Parlementswahlen treten in diesem Jahre ein; ich verlange, daß er seinen Kredit, und die Achtung, welche man ihm bezeugt, benutze, um Deputirter der Provinz zu werden. Deine gute Elise, Elise, die sich mit Zuversicht deine Geliebte nennt, will weiter nichts, als stets die Vertraute deiner Sorgen und Unruhe bleiben. Ach! deren giebt es viele, wenn man sich unter die Menschen mischt, oder wenn man mit ihnen auf dem Wege des Glücks und des

Ruhms wandelt! Du eilst zu mir bei dem mindesten Unmuth, den dir Andere, den dir unerwarteter Widerstand verursacht, und ich bin bereit, meinen Heinrich zu hören, und seinen Kummer zu lindern. Eine leidenschaftliche Neigung wird mir immer Einsicht verleihen, und ich weiß ja, daß edelmüthige hohe Gedanken, so wie auch ich sie liebe, die einzigen sind, welche auf den Chevalier Sommers etwas vermögen, die einzigen, welche sich für sein edles Herz passen. Komm daher zu mir, theurer Heinrich, und immer zu mir. Bei dieser frohen Aussicht fürchte ich mich nicht, während deiner Abwesenheit in Abgeschiedenheit zu leben, ganz allein zu sein. Der Himmel schenkte uns eine Tochter, die, obgleich erst sechs Jahre alt, ein so ausserordentliches Gefühl zeigt, daß ich

bald unabläſſig von dir mit ihr werde reden, und kleine Antworten, die mir genügen, von ihr werde erhalten können. Ich werde ſie lehren, dich zu lieben, welches gewiß leicht ſein wird, und werde ſie dir zu dem Augenblick bereit halten, wo — wenn meine ſchwache Geſundheit .....

Halt ein! unterbrach Heinrich ſie lebhaft. Ich ſchwöre dir, dich nicht einen Tag — einen Tag? — nicht eine Stunde, nicht einen Augenblick zu überleben. Nur ein Wort ſprachſt du, und alles iſt in meinen Augen farbenlos, das Univerſum vergeht in ſein Nichts! Ich mag nicht mehr ſein —

Vergieb, theurer Heinrich, vergieb deiner Eliſe. Sie machte dir Schmerzen, aber zum erſten Male in ihrem Leben.

Ja, ich fühle es: unſer Geſchick iſt unzertrennlich. Laſſen wir die Zukunft. Ach!

sie wird ohne uns, wird, ohne daß wir daran denken, nur zu schnell kommen. Warum kann ich den gegenwärtigen Augenblick, den Augenblick, wo ich so glücklich bin, nicht festhalten?

Arme Elise, du fühlst mit Recht diesen Schmerz! Alles wird für dich eine andere Gestalt annehmen. Ach! wir wissen es ja alle, sie herrschen nur einmal, unsere schönen Jahre! Aber wenn die Finsternisse des Todes mitten im Frühling des Lebens erscheinen, wenn wir uns selbst, und durch eigene Vergehungen den wohlthätigen Lauf der Natur zerrütten, so ist dieses Verderben, dieses Unglück allumfassend.

Heinrich Sommers hatte einigen Verlust an seinem Vermögen erlitten, und großmüthig, freigebig, ein Freund des Aufwands, weit entfernt, jene Einbußen

durch Oekonomie wieder gut zu machen. war er alle Jahre etwas weiter zurückgekommen. Ausserdem haßte er alle Geldberechnungen, und war unfähig dazu. Sein Geschäftsführer, der dies sehr bald gewahr wurde, und sich bei ihm beliebt machen wollte, schlug dem Chevalier stets den Verkauf eines Theils des Kapitals, als eine natürliche Ergänzung der unzureichenden Revenuen, vor, und Heinrich nahm diese Art Auskunftsmittel um so leichter an, da er ein großes Vermögen von einem aus Indien zurückgekommenen Onkel zu erben hoffte. Aber seine Erwartungen wurden plötzlich durch die Verheirathung dieses Onkels mit einer jungen Frau, die ihm einen Sohn gebar, vernichtet.

Nun machte ihm der Geschäftsverwalter zum ersten Male ernsthafte Vorstel-

lungen über die Vermehrung seiner Aus=
gaben und die Verminderung seiner Ein=
nahme; allein Heinrich konnte sich nicht
entschließen, etwas in seiner Gewohnheit
zu verändern. Er wollte weder Elisen ein
Geständniß ablegen, das sie betrübt hätte,
noch ihr Veranlassung geben, zu glau=
ben, ihr Heinrich habe ein Geheimniß
für sie gehabt. Ueberdem wußte er ge=
wiß, daß Elise beim ersten Wort alle ihre
persönlichen Ausgaben strenge einschrän=
ken würde, und Heinrichs größte Wonne
war es, den leisesten Regungen ihres
Geschmacks zuvorzukommen, ihr neuen
Schmuck zu bringen, und sie bei jeder
Gelegenheit, die im mindesten Veranlas=
sung dazu gab, mit einem Feste zu über=
raschen.

Als Sommers ein einziges Mal mit
seinem Geschäftsführer eine etwas längere

Konferenz, wie gewöhnlich, gehalten hatte, und unmittelbar darauf mit bedenklicher Miene in das Zimmer trat, sah er, daß Elisens Blicke auf ihn geheftet waren. Eine Röthe, deren er sich nicht erwehren konnte, überflog sein Gesicht, und als Elise am andern Tage allein mit ihm war, brachte sie ungezwungen in Unterredung einige Bemerkungen an, über die Eitelkeit aller Freuden des Luxus, und über die wahren Quellen des Glücks. Dann gab sie dem Gespräch eine andere Wendung, sagte auch einige Worte über gränzenloses Zutrauen als ein Zeichen vollkommener Innigkeit, und zum ersten Male herrschte ein leichter Zwang zwischen Elise und Heinrich; denn nichts ist so ängstlich zwischen zwei Freunden, als das Haschen nach allgemeinen Ideen, um sich ihre Gedanken und Gefühle mit-

zutheilen. In solchem Augenblick ist es klar, daß einer von beiden Unrecht hat, und die Mahnung, welche jede Art der Verstellung uns giebt, ist eine herrliche Erscheinung in der moralischen Ordnung.

Seit seiner lezten Unterhaltung mit Elisen dachte Heinrich daran, sich mit ihr über die Zerrüttung seiner Finanzen, die von Zeit zu Zeit seinen Geist beschäftigten, zu verständigen; aber noch war er unschlüssig, und bald wurde er ganz von diesem Gedanken abgeleitet, als er plötzlich die Hoffnung faßte, seine Einkünfte mit Leichtigkeit erhöhen, und vollkommen gemächlich leben zu können. Er hatte eine Reise nach London gemacht, und war zu einem jener Klubdieners eingeladen worden, welche daselbst sehr oft vorkommen. Zufällig war ein Geld-Mäckler, dessen sich die Banquiers der

Eite, und reiche Leute in Westminster häufig bedienten, einer der Gäste, und führte allein das Wort. Man legte ihm Fragen über das Spiel der öffentlichen Fonds vor, und er beantwortete sie mit Sachkenntniß, und zeigte, daß er vor allem in der Agiotage sehr bewandert sei.

John Foster — so hieß der Mann — war funfzig Jahr alt, und wußte sich Aufmerksamkeit zu verschaffen. Er erregte Zutrauen, indem er gewagte Behauptungen mit gemäßigtem Ton vortrug, und allgemein anerkannte Wahrheiten unter Lügen mischte, die niemand zu beurtheilen im Stande war. Er rühmte sich, in kurzer Zeit das Glück vieler Spekulateurs gemacht zu haben, die ihr Interesse seiner Leitung übergeben hatten. Noch denselben Morgen hatte er einen Brief von einem Mann erhalten, der für den ersten

in der Eile galt, und der an die guten Geschäfte erinnernd, die er seinem theuren Freunde Foster verdankte, sich an ihn wendete, um eine beträchtliche Summe im Indischen Handel anzulegen. Der schlaue Redner suchte den Brief in seiner Tasche, und fand ihn nicht.

Sommers hatte der ganzen Unterhaltung mit so ununterbrochener Aufmerksamkeit zugehorcht, daß es Foster nicht entgangen war, und beide suchten beim Aufstehen vom Tische, aus einem verschiedenen Grunde, sich zu sprechen.

Foster begann das Gespräch, indem er Sommers fragte, ob er der Sohn des Sir Thomas Sommers, eines Landgutbesitzers in der Grafschaft Kent, sei.

Der bin ich. Aber erlauben sie mir, Herr Foster, warum legen sie mir diese Frage vor?

Weil ich mit Sir Thomas Sommers in Verbindung kam, als er vor funfzehn Jahren die berühmte Wette gegen Milord Duncan bei dem Wettrennen zu Epsom verlor. Sir Thomas gebrauchte am folgenden Tage eine unbedeutende Summe, und ich hatte das Glück, ihm bei dieser Gelegenheit einen kleinen Dienst zu leisten.

Einen kleinen Dienst — wie sie sprechen, Herr Foster, wenn sie verbinden! Aber ich weiß gewiß, das Objekt war beträchtlich.

Die Wette, ja, sagte Foster kalt; aber Sir Thomas hatte denselben Tag die ganze Summe nicht nöthig. Uebrigens ist das Detail mir aus dem Gedächtniß gekommen.

Erlauben sie, daß ich es in das meinige aufnehme, und daß ich von diesem

Augenblicke an, in Dankbarkeitsverhältnissen mit ihnen stehe.

Lieber erinnern sie sich, daß ich ihren Befehlen ganz ergeben bin, versetzte Foster, dem Chevalier die Hand schüttelnd.

Was würden sie sagen, Herr Foster, wenn ich morgen ihre verbindliche Stimmung benutzte, und ein Wort von Geschäften mit ihnen redete?

Nichts könnte mir angenehmer sein, erwiederte Foster. Ich werde mich den ganzen Morgen zu Hause halten.

Sie trennten sich. Heinrich dachte die ganze Nacht an Fosters Reden, und an diese Mittel, Geld zu gewinnen, wovon er nur immer sehr unbestimmt hatte reden hören. Am andern Morgen ging er sehr frühe zu Foster, der ihn höflich, aber ohne besondere Wärme empfing, und ihm sagte: wäre heute nicht der Tag, wo

ich meine Rechnungen ordne, und meine Thür verschließe, so würden sie viele Leute bei mir gefunden haben, und ich hätte ihnen nur wenig Zeit widmen können. — Und doch bestand die Wahrheit darin, daß Fosters Ruf seit einem Jahre abgenommen hatte, und das Zutrauen der Kaufleute und Kapitalisten sich von ihm wendete. Er bat den Chevalier, Platz zu nehmen, ließ ihn reden, und lernte nach und nach seine Lage und Absicht genau kennen. Ungemein leicht entdeckte er auch Sommers Unerfahrenheit in Geschäften, und nach einer kurzen Pause sagte er:

Ich denke, eine richtige Idee von ihrer Verlegenheit zu haben. Sie besitzen in liegenden Gründen ein gutes Vermögen, geben jährlich sieben bis acht hundert Pfund Sterling mehr aus, als ihre Re-

venuen betragen, wünschen zwölf bis funzehn tausend Pfund Sterling zu gewinnen, deren Renten den leeren Raum, der sie in Verlegenheit setzt, ausfülle, und doch auch wachse, wie sie selbst sehr einsichtsvoll bemerkten. Sehr weise ist es von ihnen, daß sie im Voraus daran denken, und ich werde ihnen ihren Plan ausführen helfen. Aber folgen sie meinem Rath, bleiben sie hierbei stehen, und suchen sie ihr Vermögen nicht übermäßig zu vergrößern.

Sommers wurde von dieser Vorsicht bezaubert, und betrachtete seinen neuen Führer mit einem Interesse, das von seinem höchsten Beifall zeugte. Foster wurde dessen gewahr, und, indem er die Gewalt, die er über den Chevalier bekam, zu befestigen suchte, brachte er einige

Gemeinplätze über die Nachtheile eines zu großen Reichthums vor.

Sie haben ausserdem, fügte er hinzu, wie ich weiß, eine vernünftige Frau.....

Eine vernünftige Frau? sagte Heinrich, eine vernünftige Frau? — Eine Vereinigung aller Vollkommenheiten, eine irdische Gottheit! — Eine vernünftige Frau!.....

Da er die Stirn runzelte, und warm zu werden schien, so lenkte Foster das Gespräch schnell auf die Geschäfte. Er drang tiefer in das Detail der verschiedenen Arten öffentlicher Fonds, und dehnte seinen Vortrag viel weiter aus, als dazu erforderlich war, sich bei einem, in solchen Angelegenheiten ganz Unerfahrenen das Ansehen eines geschickten Mannes zu geben.

Als endlich der Chevalier seine Ungeduld äusserte, ein bestimmtes Resultat zu vernehmen, so sagte Foster, daß er an dem guten Erfolg der Spekulationen, die er riethe, gar nicht zweifele, daß es ihm aber unmöglich sei, mit Bestimmtheit über die Zeit zu urtheilen, welche dazu erfordert werde, die Absichten des Chevalier zu erfüllen; daß er sich zuerst auf dem Wege des Kredits baares Geld verschaffen müsse, weil es Sir Heinrich fehle, daß er aber diese Schwierigkeit selbst, oder durch Freunde, die Zutrauen in ihn setzten, beseitigen werde. In einigen Tagen würden Wechsel oder irgend eine andere Art der Verschreibung von Heinrichs Seite nöthig sein, aber für den Augenblick genüge eine bloße, zur Anwendung auf alle Negociationen, die man einem Agenten vertraue, eingerichtete

Vollmacht. — Und sogleich schrieb Foster diese, und gab sie dem Chevalier zur Unterschrift hin. Die Termine in derselben waren so unbestimmt, daß Sommers, indem er die Feder nahm, einen Augenblick sich besann; allein die Furcht, durch ungerechtes Mißtrauen den Mann zu beleidigen, den er nöthig zu haben glaubte, und vielleicht die Schwierigkeit für ihn, das, was er an der Art von Obligation, die von ihm gefordert wurde, auszusetzen fand, deutlich zu erkennen zu geben, bestimmten ihn, zu unterzeichnen. Als dies geschehen war, gab er sie Foster, indessen zögernd, zurück; dieser ergriff sie hastig, legte sie aber mit nachlässiger Miene in sein Taschenbuch. Dann schloß er das Gespräch, indem er Sommers versprach, daß er nicht säumen werde, ihm gute Nachrichten zu geben.

In der That meldete Foster dem Chevalier zehn Tage darauf, daß, da seine ersten Operationen ihm gut eingeschlagen wären, er ihm achthundert Pfund Sterl. schicke, und ihm ungesäumt die Berechnung übersenden werde. Er that es in der folgenden Woche, und die Rechnung war so ausführlich, daß es Sommers schwer geworden sein würde, sie zu begreifen, wenn er sich auch die Mühe genommen hätte, sie zu studieren. Ausserdem erkannte Foster an, daß er für den Saldo der Operation dreihundert sieben und zwanzig Pfund drei Schilling acht Pfennige Sterling schuldige, und diese Genauigkeit, diese Präcision belebten das Zutrauen des Chevaliers. Den Tag darauf reiste er nach London, überhäufte Foster mit Achtungsbezeugungen, und

machte ihm die verbindlichsten Anträge. Foster hörte ihn nachlässig an, und suchte in einem der Auszüge seines Sekretairs ein kleines an den Chevalier adressirtes Paket, welches die dreihundert sieben und zwanzig Pfund drei Schilling acht Pfennige enthielt, mit denen er sich als Schuldner erklärt hatte. Dies war eine neue Gelegenheit für den Chevalier, sich in Lobeserhebungen zu ergießen. Er hatte bemerkt, daß Foster in der Rechnung nur mäßige Kommissionsgebühren aufgeführt hatte, und stellte ihm vor, daß es zu wenig sei. Kalt sagte Foster, er habe sich nach dem Gebrauch gerichtet, und der Chevalier war nicht im Stande, ihn davon abzubringen. Ohne Bedenken, äusserte sich Foster bloß, werde er einen Diamanten von mäßigem Werthe annehmen, wenn es ihm gelänge, dem Sohn

seines geehrten Freundes, Sir Thomas Sommers, einen Zuwachs seines Vermögens zu verschaffen. Ueber dieses ganze Benehmen war der gute Heinrich entzückt. Foster, der ihn beobachtete, nahm es schnell wahr, benutzte diesen Augenblick und sagte: — sie danken mir, Herr Chevalier, und doch muß ich ihnen gestehen, daß ich die Gelegenheit verfehlt habe, ihnen einen größern Gewinn zu verschaffen. Machen sie mir keinen Vorwurf darüber. Ich bat sie um eine Vollmacht, und sie gaben mir eine, die viel zu unbestimmt und weitschweifig ist, und die ihren Agenten zu Formalitäten zwingt, bei denen Zeit verloren geht.

Nun was muß geschehen? Sagen sie es mir.

Ich habe daran gedacht. Hier sind Wechsel, die ich zu diesem Behuf schon

geschrieben habe. Sie unterzeichnen dieselben, und ich fülle nur die Summe aus, je nachdem ich ankaufe. Alle stehen auf einen weiten Termin, aber mir gelten sie bei der Garantie, die ich hinzusetzen werde, als baares Geld.

Sogleich schob er diese Wechsel Sommers hin, der ihm gerade gegenüber hinter einem Tische saß. Zuerst unterschrieb der Chevalier ganz eifrig, als er aber sah, daß es Blanquets waren, daß er schon zehn unterzeichnet hatte, und daß noch eben so viele übrig waren, so zögerte er; jedoch Foster ließ ihm keine Zeit zur Ueberlegung. Er hatte die ersten Wechsel, einen nach dem andern, wieder zu sich genommen, indem er Sand auf jede Unterschrift streute, und hielt nach einer abgemessenen Bewegung die Hand hin, um die folgenden an sich zu ziehen. Som-

mers wagte es nicht, einzuhalten, und während er mit ernster, nachdenkender Miene unterzeichnete, suchte ihn Foster dadurch zu unterhalten und zu zerstreuen, daß er ihm erzählte, welch ein besonderes Vertrauen ein Direktor der indischen Kompagnie in ihn gesetzt habe, wodurch sich der Gewinn einer in dem Handel dieser Kompagnie angelegten Summe Geldes, als gewiß, berechnen lasse.

Sommers legte die Feder weg, warf auf Foster, der die Wechsel in seinem Sekretär verwahrte, einen Blick, und sagte: — ich traue ihnen viel, Herr Foster, sehr viel!

Erlauben sie, mein Herr, ich habe weit beträchtlichere Depositа in Händen gehabt, und man hat sich nicht übel dabei befunden.

Neuerlich? fragte der Chevalier.

Diese Frage verrieth seine Besorgniß. Allein Foster that, als hörte er sie nicht. Es war ihm darum zu thun, die Konferenz beendigt zu sehen. Seine Angelegenheiten waren in Unordnung, und er hatte die Absicht, einen Ausbruch zu entfernen, indem er von Sommers Wechseln Gebrauch machte. Auch er wollte in den öffentlichen Fonds spielen, um seine Vermögensumstände wiederherzustellen, und nahm es sich vor, wenn es ihm damit glückte, seinen Gewinn mit dem Chevalier zu theilen. Am meisten lag ihm aber daran, sich aus der Verlegenheit, worin er war, heraus zu wickeln.

Sommers kehrte indessen tiefsinnig nach seinem Schlosse zurück, und dieses Mal vermehrte Elisens Anblick seine Unruhe. Er fühlte es, und dieser Eindruck, der ihm ganz neu war, däuchte ihm eine

geheime Ahnung des Unglücks, was ihm bevor stand. Umsonst suchte er seine Besorgnisse zu bekämpfen, indem er in seiner Erinnerung das Betragen musterte, welches Foster bis auf diesen Augenblick gegen ihn hatte blicken lassen. Foster indessen, der ihm, regelmäßig Nachricht zu geben, versprochen hatte, that dies erst nach zehn Tagen. Sein Brief war sehr kurz, und meldete dem Chevalier bloß, daß eine Angelegenheit, die keinen Aufschub gestatte, ihn nöthige, eine kleine Reise zu machen. Eine Nachschrift lautete: „meine Operationen dieser Woche „sind nicht glücklich gewesen, der Ver„lust ist sogar beträchtlich; aber bei mei„ner Zurückkunft wollen wir das schon „wieder gutmachen".

Dieser Reiseplan, diese so geschmückte Sprache stürzten den Chevalier in eine

nicht geringe Unruhe. Er eilte auf der Stelle nach London, in der Hoffnung, Fo= ster mögte noch nicht abgereiset sein; al= lein er fand ihn nicht mehr, und ein in seinen Antworten sehr lakonischer Bedien= ter sagte ihm bloß, daß sein Herr den Tag vorher verreiset sei; daß er nicht wisse wohin, daß er aber noch in dieser Woche wiederkommen müsse.

Sommers faßte sogleich den Ent= schluß, in London zu bleiben. Allein nie hatte er sich so oft und so lange von Eli= sen entfernt. Er wollte sie davon unter= richten, und da er vorhersah, daß er ihr den Sturm in seinem Innern nicht würde verhelen können, so schickte er sich an, ihr alles zu sagen, und fühlte sich selbst gedrungen, die Unruhe, welche ihn mar= terte, in den Busen einer treuen Freun= din auszuschütten.

Schon war Elise einer Beute ungewisser Schrecknisse. Sie dachte an die öftere Reise ihres Gatten, und erinnerte sich an das eingenommene Wesen, das sie an ihm bemerkt hatte. Als sie ihn nun traurig, bleich und niedergeschlagen zurückkehren sah, warf sie sich ihm, die Augen in Thränen gebadet, in die Arme.

Heinrich, mein Heinrich, sagte sie, du hast Kummer, und deine Elise weiß es nicht! Sind wir zwei, Heinrich, sind wir zwei? O könnte ich diesen Augenblick mein Leben enden!

Ach! meine himmlische Elise, ich will dir alles sagen; ich wollte es, ehe du mich so unwiderstehlich dazu aufforderest! Ich fühle es, mir ist, als sei ich in eine Einöde, in eine undurchdringliche Nacht versunken, wenn ich nicht mit dir denke. Setzen wir uns; es ist mir Be-

dürfniß, dir alles zu gestehen, mir Bedürfniß, zu einem andern Richter, als ich selbst bin, meine Zuflucht zu nehmen.

Der den du wählteſt, mein Heinrich, spricht dich schon frei, sagte Elise, setzte sich ihm zur Seite, legte eine Hand auf die Schulter ihres bangen Freundes, und sprach ihm mit den liebevollsten Blicken Muth ein. Nun erzählte Sommers alles, begann mit den Besorguissen, worin ihn der Zustand seines Vermögens gesetzt, und schloß mit dem blinden Glauben, den er zu Fosters Verheissungen gehegt hatte.

Du siehst mein Vergehen, Elise, siehst meine Unbesonnenheit; ich fühle mich doppelt unglücklich, sowohl wegen meiner Furcht, als wegen der Vorwürfe, die ich mir mache. Ach! edelmüthige Freundin, wirst du mir verzeihen?

Als Sommers diese lezten Worte sprach, war Elise auf ihre Knie herabgesunken, und schon einige Augenblicke in dieser Stellung; aber Heinrich, durch seine Erzählung ganz auffer sich, von einem einzigen Gedanken beherrscht, hatte es nicht bemerkt. Elise hatte ihn nicht unterbrechen wollen, aber sich der tiefen Rührung, die ihr Heinrichs Lage einflößte, ganz hingegeben. Sie sah ihren, an das Lob Anderer gewöhnten Freund sich selbst anklagen, in Schmähungen gegen sich selbst ausbrechen; sie sah ihren Freund, ihren erhabenen Freund, der ein gerechtes Vertrauen in seine Kräfte zu setzen pflegte, furchtsam, und in Verwirrung; sie sah endlich eine stolze Seele, ein tugendhaftes Herz plötzlich von der Idee der Scham ergriffen, und sie glaubte Adams Bild in dem Augenblick,

wo er zum ersten Male erfuhr, daß er sterblich sei, vor sich zu haben. Der durch so viele mannigfaltige Gefühle erregte Eindruck also war es wohl, welcher die leicht bewegliche Elise allmählig zu den Füßen ihres Gatten herabgezogen hatte.

Was machst du, Elise? rief Heinrich. Ist das dein Platz nach den demüthigenden Geständnissen, die ich abgelegt habe? Mir gebührte es, dir zu Füßen zu fallen. —

Mein Platz ist es, erwiederte Elise, da mein Heinrich an sich selbst irre zu werden scheint; mein Platz ist es auch, weil er sich mir in einem ganz neuen Lichte zeigt, weil er mich lehrt, ihn noch mehr zu lieben und zu ehren.

Heinrich war voll vor Verwunderung über Elisens Sprache, und, tief gerührt, richtete er sie auf.

Nein, theurer, fuhr Elise fort, du hast keinen Fehltritt begangen. Könnte wohl in dem Herzen meines Heinrichs, in diesem Heiligthum der Unschuld und Reinheit ein Verdacht der Treulosigkeit aufkeimen? Und ist es wohl möglich, daß die Täuschung sich so kunstvoll verbergen kann? Du selbst willst mich davon überzeugen, und doch vermag ich nicht es zu glauben.

O Elise! Trefliche Elise! Welche Schonung mit deinem Freund!

Ich selbst habe ein Unrecht begangen, indem ich es zugab, daß du deine Ausgaben nach deiner Heirath vermehrtest. Aber deine Elise war glücklich, wenn sie sich, als den Gegenstand, aller deiner Gedanken erblickte; dann dachte sie an nichts weiter.

Gerechter Himmel! rief Heinrich; Elise anklagen! — Du bist die einzige auf der Erde, die dies vor meinen Augen wagen darf.

Indessen besänftigten die Aeusserungen einer so zärtlichen Theilnahme von Seiten einer angebeteten Gattin, und Elisens ruhiger Verstand allmählig Heinrichs Sturm, und er war im Stande, den Schritt, der in Rücksicht auf Foster gethan werden mußte, kalt zu prüfen. Elise schlug Heinrich vor, ihn auf seiner Reise nach London zu begleiten; da es ihr aber einfiel, daß es nicht schicklich sein würde, wenn sie mit ihm zu einem Mäkler der Cite ginge, so machte sie den Plan, an ihn zu schreiben, und ihn zu ersuchen, nach Makols zu kommen. Sie hoffte ihn durch ihren Brief dazu zu bewegen, und glückte ihr dies, so verhütete

sie dadurch nicht nur allzu lebhafte Ausbrüche von Heinrichs Seite, sondern sie bekam auch Gelegenheit, ruhiger, als er, Fosters Absichten und Charakter zu studiren.

Lange bestritt Heinrich diese Idee. — Wie? sagte er; Lady Sommers sollte an diesen Foster schreiben! Ich könnte es dulden, daß ein gegen alles, ausgenommen gegen das Geld, unempfindlicher Mensch Zeilen von einer himmlischen Hand, Zeilen, die ich nicht ohne Rührung zu lesen vermag, kalt, und vielleicht voll Hohn durchliefe! Und glaubst du wohl, daß, fände sich in seiner Antwort ein einziger Ausdruck, der nicht das Gepräge der höchsten Ehrerbietung trüge, irgend etwas mich abhalten könnte, ihn zu suchen, und zu finden?

Nichts von dem allen wird sich ereignen, mein Heinrich; aber wir müssen den Mann schonen, so lange wir nicht in offener Fehde mit ihm stehen. Ich schreibe ihm also, und werde mich bemühen, meinen Brief nach deinem Gefallen einzurichten.

Ich bin überzeugt, sagte Heinrich, daß er gut sein wird. Du umfassest alles in deiner Seele, und da ist nichts, als Vollkommenheit. Thue also, was du willst.

Elise begab sich in ihr Zimmer, schrieb an Foster, rief dann ihren vertrauten Kammerdiener Belton, befahl ihm, den Brief nach London zu bringen, und nicht eher zurückzukehren, bis er Foster gefunden habe. Belton erfüllte seinen Auftrag mit der möglichsten Thätigkeit, kam sehr bald zurück, und erzählte

folgendes: er habe, nachdem ihn der Portier des Hauses, wo Herr Foster wohne, mehrmals abgewiesen, die Partie ergriffen, rasch und wider Wissen desselben hineinzudringen, sei einigen Leuten, die mit Bitterkeit von Herrn Foster gesprochen, auf dem Fuße gefolgt, und habe einen kleinen Jockey bewogen, ihn bis zur Beendigung einer bei jenem eröffneten Geschäftskonferenz hineinzuführen, und ihn so lange in einem Vorzimmer zu lassen. Hier habe er einen sehr lebhaften Wortwechsel hören können, wobei Herr Foster übel weggekommen sei. Viele Kaufleute und Rechtsgelehrte wären bei ihm aus und eingegangen, und alle hätten sehr aufgebracht gegen ihn geschienen. — Endlich fuhr Belton fort, war die Konferenz zu Ende, ich ging hinein, und er-

blickte den Herrn Foster. Ob es der Verdruß oder sein Alltagsgesicht war, was ihn so häßlich machte, weiß ich nicht; genug er war es im höchsten Grade. Er hat eine von den Physiognomien, an denen man einen Menschen beim ersten Blick erkennt.

Keine Reflexionen, Belton, sagte Lady Sommers; die verlangt niemand von euch. Nur geschwinde, was Herr Foster antwortete.

Herr Foster las den Brief sehr ernsthaft. Zulezt fand er darin, ich weiß nicht, was; aber ich sah eine Verzerrung auf seinem Gesicht, die mir Grauen erregte. Thränen entfielen ihm, und er suchte sie zu verbergen.

Was hast du ihm den geschrieben? fragte der Chevalier einen Blick auf Lady Sommers werfend.

Nichts auffallendes, soviel ich mich erinnere, erwiederte Elise; aber als ich tief gerührt den Namen Heinrich schrieb, mag vielleicht unwillkürlich ein gefühlvolles Wort meine Bewegung ausgedrückt haben.

Kurz von der Sache, wo ist Fosters Antwort? sagte Sommers zu Belton.

Er versuchte eine aufzusetzen, aber, nach dem er zwei oder drei Brouillons gemacht hatte, leistete er darauf Verzicht, und versprach, sich persönlich seiner Pflicht zu entledigen, und noch heute selbst herzukommen. Ich bot ihm eine Postschäse an, er acceptirte dies; sie war zur bestimmten Stunde vor seiner Thür, und er stieg ein. Ich für meine Person ritt, und habe so sehr geeilt, daß er vielleicht in einer Stunde noch nicht hier sein wird.

Ich bin mit eurem Diensteifer zufrieden Belton, sagte der Chevalier. Nun geht und ruht aus.

Ich bitte noch um Erlaubniß einen Umstand zu berichten, der meinem Herrn vielleicht interessiren kann.

Was denn? fragte Lady Sommers mit Bewegung.

Man sprach in Herrn Fosters Zimmer sehr laut, wie ich gesagt habe. Das Zimmer, wo ich warten mußte, war nicht weit von jenem entfernt, und einmal hörte ich ganz deutlich die Worte; wer ist denn der Herr Sommers, dessen Agent sie sein wollen? Ich horchte genau auf, und hörte nun nur noch einen verwirrten Lärm. Darauf gingen einige Leute weg, kamen durch das Zimmer, wo ich war, und einer von ihnen sagte: dieser Chevalier muß

erſcheinen; und ein anderer ſetzte hinzu: ehe zwei Tage vergehen.

Genug, Belton, ſagte der Chevallier. Sorgt dafür, daß niemand zu mir komme, auſſer Foſter.

Mich dünkt, ich ſehe den Wagen ſchon oben in der Allee, rief Belton. Der Schwager hat gut gefahren. Ich will ihm entgegen gehen, und ihn in des Herrn Kabinet führen.

Hierher, ſagte Lady Sommers. Der Chevalier erlaubt es.

Heinrich ſchwieg einen Augenblick, als er mit Eliſen allein war. Meine Freundin, ſprach er dann mit dumpfer Stimme, das Wetter naht ſich, der Donner grollt, und mitten im blühendſten Zuſtande, mitten unter den Begünſtigungen des Glücks, werde ich zu Boden geſchmettert, werde ich vielleicht des Erbtheils meiner Vorfahren

beraubt werden. — Und du Elise, du, die du verdienst, die Gemahlin des Ersten in England zu sein, du, die du es unfehlbar geworden, wärest, hätte sich der glückliche Heinrich nicht, ehe du in der Welt erschienst, dir gezeigt, du, Elise ..... ich kann nicht enden.....

Die Bewegung, welche ihn ergriff, erstickte seine Stimme.

Wie, Heinrich? du beklagst mich? sagte Elise. In der größten Dürftigkeit würde ich dem Himmel danken, ja, ich würde ihn seegnen, daß er mein Loos an das Loos eines Gatten knüpfte, den ich anbete, eines Gatten den ich allen Schätzen der Erde tausend Mal vorziehe. Sage mir nur, daß ich zu deinem Glück genüge, und ich kenne weder reuiges Verlangen noch Streben nach anderem Wohl. Auf, theurer Heinrich! Wir wollen uns

auf alles gefaßt machen. Du giebst mir deinen Arm, wenn wir dieses prächtige Schloß verlassen müssen, und indem ich nur an den Schatz denke, den man mir ließ, an den Schatz, den ich mit mir nehme, an dich, mein Heinrich will ich noch stolz auf meinen Reichthum sein.

O Elise, Elise, welche Worte sprachst du! Sie überströmen mich, gleich dem Thau des Himmels, mein Gemüth wird stille, die schreckenden Gedanken entfernen sich —

Indessen ließ sich bald das Rollen eines Wagens im Schloßhofe hören, und Belton kam eilig gelaufen, um der Lady und dem Chevalier anzuzeigen, daß Herr Foster ankomme.

Als Sommers Foster erblickte, sagte er zu Elisen: Himmel wie hat sich der Mann verändert!

Zerrüttung herrscht in seinen Zügen, erwiederte Elise; so wirken Gewissensbisse.

Du verstehst mich, edle Freundin, hilfst mir, mich rechtfertigen, hast die geheimsten Gedanken deines Geliebten errathen, und immer nur, um seinen Kummer zu stillen.

Foster näherte sich zuerst schüchtern und in Verwirrung, allmählig aber faßte er sich. Weitläuftig setzte er seine Spekulationen auseinander, alle, wiederholte er oft, auf Rechnung des Herrn Chevalier, und Kraft der unbeschränkten Vollmacht, in deren Besitz er sei; ein Umstand, an den in seiner Erzählung zu erinnern, er sich äußerst bemühte. Wenn er auf die Worte, unbeschränkte Vollmacht, einen kräftigen Nachdruck legte, so sah er Sommers an, der dann jedes Mal die Augen nieder schlug; aber

immer suchte Elise Foster durch eine Fra-
ge, oder auf irgend eine andere ungezwun-
gene Art zu unterbrechen. Dieser Mensch
verbreitete sich auch ungemessen über alle
unvorhergesehenen Zufälle, welche seine
Spekulationen vereitelt hatten. Nur ein
einziges Versehen warf er sich vor, näm-
lich daß er nicht Tag vor Tag dem Cheva-
lier den übeln Erfolg seiner Operationen
berichtet hatte. Immer habe er gehofft,
dem Verlust durch Gewinn das Gleichge-
wicht zu halten; aber alles sei ihm miß-
lungen.

Aber mit welchen Fonds haben sie
ihren Verlust bezahlt? fragte Heinrich.

Ich habe mich der Blanquets mit der
Unterschrift des Herrn Chevaliers bedient.

Bei dieser Antwort drängte Elise sich
unwillkürlich in Heinrichs Arme. Dieser
verstand seine Freundin, und einige Thrä-

nen der Rührung benetzten seine Augen.

Elise ergriff nun den Faden der Unterhaltung mit Foster, und wußte geschickt alles zu vermeiden, was des Chevaliers Zutrauen betraf. Auch fürchtete sie sich Foster in Heinrichs Gegenwart über das Resultat der verschiedenen Unterhandlungen, wovon er Rechenschaft abzulegen hatte, zu befragen; aber von selbst sagte er oft, der Verlust wäre groß, sehr groß, nach seiner Meinung besitze jedoch der Herr Chevalier ein Vermögen, das ihn in den Stand setze .....

Die Summe? fragte Heinrich mit strengem Ton; die Summe, Herr Foster?

Mit Gewißheit kann ich noch nichts darüber sagen; soviel ich aber weiß, werden der Herr Chevalier sie gut machen können.

Was für einen Sinn haben diese Worte? sagte Elise. Erklären sie sich, Herr Foster?

Daß das unangenehme Resultat, wovon wir sprechen, das Vermögen des Herrn Chevaliers nicht übersteigen wird.

Sieh die freche Ruhe dieses Menschen! sagte Heinrich, seine Gattin ansehend.

Ich denke, man muß den Kopf in keiner Angelegenheit verlieren, antwortete Herr Foster. Ich bin im Handel großen Unglücksfällen ausgesetzt gewesen; eines Tages glaubte ich sogar, nichts mehr zu haben; aber mit Geduld und Muth .....

Elender! rief Heinrich; gebührt es dir von Muth zu reden? Kann man Muth haben ohne Ehre?

Halt ein, Heinrich, rief Lady Sommers.

Und hättest du Muth gehabt, fuhr der Chevalier fort, hättest du Muth gehabt, als du dein Vermögen verlorst, so hattest du nicht wie der unglückliche Heinrich, hattest du nicht ....., wie er.....

Dann nahm er Elise bei Seite, und sagte: verzeihe, meine Theure! Ich war im Begrif, deinen Namen vor diesem Menschen auszusprechen.

Laß uns ruhiger sein, Heinrich, und Foster nicht reizen, da wir ihn noch nöthig haben. Er kann fliehen, kann uns in gänzlicher Unwissenheit unserer Lage lassen. Komm wir wollen wieder zu ihm gehen.

Ich verlasse dich nicht, sagte Sommers; aber du sollst allein reden.

Foster schien unruhig, äusserte sogar mit abgebrochenen Worten, daß er nicht

wieder kommen werde, wenn er so behandelt werden sollte.

Hören sie mich, Herr Foster, sagte Elise zu ihm. Ich werde Hoffe ich, ruhig mit ihnen reden. — Ihre Miene war zugleich so heiter und imposant, daß Foster ihr eine ehrerbietige Verbeugung machte. Sie fuhr fort: — Ihre Absicht mochte es wohl nicht sein, aber sie haben eine Familie trostlos gemacht, die glücklich lebte, und ihnen nichts zu Leide gethan hatte, ach! vielleicht keinem in der Welt; wenigstens stehe ich für Heinrich. Die Vorsehung, welche uns mit Seegen überschüttete, will uns jezt auf die Probe stellen; mit Ergebung werden wir den neuen Zustand, der uns aufbehalten wurde, zu ertragen wissen, werden eine einzige Tochter daran gewöhnen, die tausend Reize schmücken, und von welcher

wir zu früh hochfliegende Hoffnungen hegten.

Elisens Stimme wankte bei diesen lezten Worten, in Heinrichs Zügen mahlte sich der Schmerz, und Foster hatte die Augen während Lady Sommers sprach, stets an den Boden geheftet.

Was jezt der Chevalier von ihnen fordert, fuhr Elise fort, ist eine genaue Belehrung von seiner Lage, eine schriftliche Belehrung, von ihnen, als wahr, beurkundet. Können und wollen sie dieselbe geben?

Ich werde sie geben, Madame. Der Herr Chevalier soll sie morgen um diese Stunde erhalten; ich gebe ihm mein Wort.

Nicht mir, sagte Heinrich, nicht mir soll es gegeben werden. — Dann ging er plötzlich auf Foster zu, ergriff ihn ungestüm bei der Hand, und setzte hinzu,

indem er auf Elise zeigte: — sieh diesen Engel, der vor dir steht, ihm mußt du dein Versprechen geben; ein himmlisches Wesen ist sie, und wenn du ihr lügst, so wird die furchtbarste Rache über dich kommen!

— Foster gerieth in Verwirrung, und sagte, indem er sich tief vor Elisen verbeugte: — ja, ich richte mein Versprechen an das wunderbare Wesen, das vor mir steht, und dessen Anblick mir ein heiliges Gefühl einflößt; an dieses Wesen richte ich mein Versprechen, und werde es halten. Verzeihung, edle Familie, Verzeihung! .... Ach! daß ich nicht im Stande bin ..... nicht im Stande bin ..... —

Lady Sommers und der Chevalier gaben Herrn Foster zu erkennen, daß sie

seinem Worte trauten, und als er fort war, gingen beide an das Fenster, um ihn in den Wagen steigen zu sehen. Es war ein Gespenst, welches ihnen Grauen erregt hatte, und dem zu folgen sie sich nicht erwehren konnten. Dann sahen sie sich an, und Heinrich sagte zu Elisen: — wir verstehen uns in diesem Augenblick, ohne zu sprechen. Du bist gut, ganz gut, aber ich, ich fühle mich gebeugt. Laß uns die lezte Ergießung unserer Empfindungen bis morgen aussetzen, und möge die Nacht dir ein wenig Ruhe gewähren. Ihrer bedürfen wir beide, denn noch ist das Ende der Prüfung nicht da, die der Himmel uns zuschickt. Ich kenne den Grad der Stärke noch nicht, der uns nöthig sein wird.

Sei es, antwortete Elise, Heinrich die Hand reichend; aber morgen frühstücken wir zusammen, wie gewöhnlich, und ent=

fernen unsere kleine Klara nicht, wie wir seit zwei Tagen thaten.

Heinrich schien zerstreut zu sein. — Du verstehst mich nicht, mein Lieber, fuhr Elise fort; ich sagte dir von Klara.

Klara, rief Heinrich; Klara, unser Kind!.... Also bis auf morgen, theure Elise, bis auf morgen unser ganzes Interesse. Meine Phantasie wird dann minder düster, und ich werde deiner Sorgfalt, deines Trostes würdiger sein.

Vergiß in diesem Augenblick nicht, geliebter Heinrich, vergiß nicht, daß mein Geschick in deinen Händen ruht; fange wieder an zu leben, und ich werde noch immer die glücklichste unter den Weibern sein.

Als am andern Morgen der Tag anbrach, näherte sich Elise leise dem Zimmer ihres Gatten, und da sie kein Geräusch vernahm, so hoffte sie, daß der Himmel

ihr Gebet erhört, und ihrem Geliebten einige ruhige Stunden geschenkt habe. Sie kehrte wieder nach ihrem Zimmer zurück, und ohne sich einen Grund anzugeben, ohne es zu wagen, einen aufzufinden, dachte sie auf einen gewählten Anzug, und beschäftigte sich besonders damit, Klara zu schmücken. Mutter und Tochter waren schon am Theetisch, als der Chevalier hereintrat. Klara hüpfte ihm an den Hals, überhäufte ihn mit ihren Liebkosungen, und doch blieb der Triumph der Liebe allein Elisen, und ihren ausdrucksvollen Blicken, die sich mit nichts vergleichen lassen.

Die schwermüthigen, finstern Ideen, welche den Chevalier während der Nacht umschwebt hatten, waren auf seinem Gesicht zu erkennen. Als er in Elisens Zimmer trat, das von den ersten Stralen des Tages erleuchtet wurde, und aus dessen

Fenstern man die lachendste Landschaft erblickte, als er besonders Elise und Klara im zierlichsten Morgenkleide, an einem mit Blumen geschmückten Tische sitzen sah, so trafen ihn diese noch reinen Bilder seines alten Glücks auf eine neue Art, und ein Sturm erhob sich in seinem Innersten. Elise wollte ihm das Interesse und die Ideen zurückrufen, die ihnen mit dem Beginn eines jeden Tagen das Leben eröfneten; aber die süßen Verhältnisse der Vertraulichkeit, die Freuden der Innigkeit stellten sich ihm nur als bloße Erinnerungen dar, nicht mehr belebt von den Farben der Hoffnung. Er nahm Klara auf seine Knie. — Klara, sprach er, du bist meine liebe Klara ..... die Tochter deiner Mutter .... das sieht man leicht; himmlische Unschuld glänzt in deinen Augen. — Klara umarmte ihn, lachend. —

Und wessen Tochter sollte ich sein, wenn ich nicht die Tochter meiner Mutter wäre? — Sie lachte immer fort. — Und die Puppe ganz von Gold, und so groß, wie ich, die du mir versprochen hast, lieber Vater, die hundert Guineen kosten sollte, kommt gar nicht an.

Lady Sommers warf einen ernsten Blick auf Klara.

Laß sie lachen, liebe Elise, sagte Heinrich. Siehe, wie gut ihr die Lustigkeit steht. Ihre kleinen Wangen bewegen sich, wie die Blätter der Rose, die der Zephir durchwühlt. Lache, liebe Klara; lache immerhin, und möge ich dich nimmer darin stören. Das Leben ist schön für diejenigen, welche keine Fehltritte begehen, und — leise fügte er hinzu — für diejenigen, welche mit dem, was die Vorsehung ihnen zu Theil werden läßt, zufrieden sind.

Werde immerhin ungehalten, Heinrich, wenn ich dir sage: die Anmuth dieses Kindes ist die deinige, Klara gleicht dir vollkommen.

Wahr ist es, ich wünschte, daß sie Elisens, ganz Elisens Ebenbild sein möge ..... Aber jezt..... jezt ..... — Heinrich hielt einen Augenblick ein. — Weißt du, liebe Klara, was ein Wesen thun muß, das mir gleicht?

Mutter lieb haben.

Liebenswürdiges Kind, welchen Geist giebt dir das Gefühl! Ja, wenn du mir gleichst, wirst du deine Mutter lieb haben, wirst überzeugt sein, wie ich, daß kein Weib auf Erden mit ihr zu vergleichen ist, wirst dich bestreben, ihr zu gefallen, sie glücklich zu machen, wirst sie nie verlassen .... nie .... wirst zu ihr sagen, ich bin Heinrich, und sie wird dich liebkosen.

Mein Gott, Mutter weint! rief Klara, und stürzte zu ihr hin. Heinrich näherte sich nicht, aber kniete nieder. Elise, ohne jemand anzusehen, die Augen mit einem Tuche bedeckt, sagte weinend und mit gebrochener Stimme: — du glaubst ich verstehe nicht, und noch ein Wort mehr kann mir mein Leben rauben.

O Verzeihung, Verzeihung, Elise!...

In diesem Augenblick trat ein Bedienter in das Zimmer, und brachte den Morning-post, ein Zeitungsblatt. Um eine so rührende Scene zu unterbrechen, ergriff es der Chevalier hastig, und Elise suchte sich ein wenig von der mächtigen Erschütterung, die sie eben erlitten hatte, wieder zu erholen. Nach einigen Minuten hielt der Chevalier plötzlich ein, und sein Gesicht wurde leichenblaß. Elise sah ihn an. — Was hast du, Heinrich? rief sie. —

Er gab ihr das Blatt hin, indem er ihr mit dem Finger den Artikel zeigte, den sie lesen sollte. Dieser war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Der Mäkler Fo„ster hatte einen Landedelmann zum vor„züglichsten Interessenten bei seinen tollen „Unternehmungen auf die öffentlichen „Fonds, denen er sich seit einiger Zeit „ergab. Dieser ehrliche Edelmann (ehrlich „bis jezt) wollte sein Vermögen vermeh„ren, um sich zum Parlementsglied wäh„len zu lassen, und um dann den Lords„titel zu erlangen. Niemand wird ihn „beklagen, denn die Nation kann nicht gut „durch einen Wechselhändler repräsentirt „werden, und eben so wenig durch einen „Mann, der, nachdem er die Stimmen „Anderer gekauft hat, immer bereit sein „würde, die seinige zu verkaufen.“

Elise und Heinrich schwiegen einen

Augenblick. Dann nahm er zuerst das Wort wieder. — Ehrlich bis jezt, sagt der Zeitungsschreiber. Er hat Recht. Die Zeit, wo ich auf diesen Titel Anspruch machen konnte, ist vorüber. Jezt kömmt mir ein anderer zu ..... ein anderer .... — Gebückt stand Sommers da. Stolz richtete er sich auf. — In der That habe ich einen andern Namen verdient, sprach er; aber wer wird es wagen, ihn vor mir, dem vom Schicksal so sehr zu Boden gedrückten, auszusprechen!

O Heinrich! rief Lady Sommers, Elise, die schwache Elise reicht hin, dich zu vertheidigen. Sie muß es sagen, sie muß es vor Gott und Menschen beschwören, daß du alle Tugenden in dir vereinigst, daß du ein vollkommenes Wesen auf der Erde bist, daß deine hohe Schönheit, deine herrliche Gestalt das Bild dei-

ner Seele ist. Ach! lassen wir die Andern, lassen wir sie auf immer. Erfülle die Bitte deiner Elise, bewohne mit ihr eine Hütte. Ja, morgen, wenn du willst, verlassen wir die Pracht, die uns umgiebt, und genießen ungestört des Glücks der Innigkeit. Mehr Liebe kann ich dir nicht versprechen; mein Herz ist voll; aber neue Zeichen will ich erfinden, sie dir zu beweisen, und schon denke ich mir mit Wonne, wie die Armuth, indem sie allen Zwang des Luxus entfernt, zwei zärtliche Gatten mehr einander zu nähern vermag. Ja, dieses schöne Haar, das ein Fremder alle Morgen ordnet — mir wird von nun an diese süße Arbeit zu Theil, und diese reizenden Locken, ich werde sie mit meinem Fingern kräuseln, werde ein neues Band der Liebe daraus zusammenflechten. Seit gestern habe ich

alles erwogen, und habe dem Reichthum Hohn gesprochen. Laß meine Liebe nur machen; sie wird siegen über die Glücksgüter, und ihnen zum Trotz sollst du eine Freistatt besitzen, wo du glücklich sein wirst.

Ach! daß ich einen solchen Zufluchtsort nicht erreichen kann, sagte Heinrich. Nur für sich würde meine Elise alles verschönern. Gewiß würde sie gut für mich sein, gewiß würde ihre Großmuth das Bewußtsein meiner Schuld aus meiner Seele vertilgen . . . . .

Ich halte es nicht aus, Heinrich, wenn du so sprichst.

Kurz, theure Freundin, wir würden uns verstehen, würden glücklich sein. Aber ich kann es mir nicht verhelen: der Ruin meines Vermögens ist noch nicht das Ziel der Gefahren, die mich umrin-

gen. Aber Schande vollendete Schande, nicht in deinen Augen, nicht in meinem Innersten, aber Schande in den Augen der Menschen, Schande des Gesetzes, wird sie mich nicht treffen? Noch weiß ich den Umfang der Verbindlichkeiten nicht, in welche Foster mich verwickelt hat, kann nichts darüber muthmaßen, bevor ich seinen Brief erhalten habe; aber wenn mir nun das Loos fiele, daß ich, nachdem ich alles hingegeben, auf alles Verzicht geleistet, democh unter dem Joch eines Haufens unbekannter Gläubiger bliebe, wenn ich nun, als Schuldner, der nimmmer bezahlen kann, ihrer Barmherzigkeit überlassen bliebe, wenn ich die Schande und Erniedrigung dieses Zustandes zu erdulden hätte .... ihn nach meinem vorigen Glück zu erdulden hätte..... was hätte ich dann wohl zu thun, was

könnte Lady Sommers, was eine Elise, was mein Schutzgeist von mir verlangen?

Während er so sprach stand Elise da mit gefalteten Händen, wie eine Bittende, mit niedergeschlagen zur Erde gerichteten Augen; aber zuweilen erhob sie ihre Blicke gen Himmel; der Strom ihrer Thränen war gehemmt, eine Todtenbläße bedeckte ihr Gesicht.

Laß uns diese Unterhaltung abbrechen, sagte Heinrich, und nicht den Zirkel möglicher Dinge durchlaufen, um uns zu quälen . . . . . aber ich, ich that es ja! Ach! ich habe Unrecht, bin meiner nicht mehr mächtig! Komm in den Park, meine Liebe, und nun kein Wort mehr über jenen Gegenstand. Fosters Brief wird in wenigen Stunden hier sein; für diesen Augenblick wollen wir unsere Kräfte schonen.

Elise war nicht im Stande sich aufzurichten; unterstützt von Heinrich gelang es ihr indessen, ihm zu folgen.

Der Erinnerung Heinrichs gehorchend hütete Elise sich, auf den Gegenstand des Gesprächs, das beide so tief erschüttert hatte, zurückzukommen; aber finstere Worte, melancholische Bemerkungen verriethen ihr Inneres jeden Augenblick. Unsere Seele wurde ganz zum Lieben geschaffen, so zahlreich und mannigfaltig sind die Mittel, ein leidenschaftliches Gefühl zu erkennen zu geben. Elise und Heinrich hatten sich gesetzt. Entkräftet durch die Erschütterungen, welche sie erduldet hatte, und mit ihrem Kopf an Heinrichs Brust ruhend, überließ sich Elise bald dem Schlummer.

Heinrich regte sich nicht; er fürchtete, Elise zu erwecken. Uebrigens

wünschte er, zum ersten Mal in seinem Leben wünschte er, Gedanken an sie zu richten, die sie nicht erkennen, Ausdrücke der Liebe, die sie nicht verstehen konnte. Er wußte nicht, ob er noch das Licht des Tages genieße, so düster waren die Aussichten, die ihn zu umhüllen begannen. In den Grund dieses Gemäldes stellte er Elise, und fragte sich mit Entsetzen, ob eine Trennung von ihr jemals möglich sei. — Ewiger Gott! sagte er, sie schöner findend, als je, wir, wir armen Menschenkinder wollten das Loos verändern, das du uns hattest fallen lassen. Nie genug Ehre, nie genug Ruhm und Vermögen, und alle diese Wünsche verwirren uns, alle leiten uns ab von den einfachen Begriffen des Glücks, das die allwaltende Vorsehung uns bestimmte. Elise, liebenswürdige Elise, könnte doch

der Frieden in deinem Herzen bleiben, und die Strafe meines Fehltrittes allein mich treffen! Ach! vergeblicher Wunsch! Alles ist eins unter uns, und ich, ich habe dich verwundet, ich werde den Dolch vielleicht noch tiefer in deine Brust stoßen! Elendes Geschick! und von welcher Höhe der Seeligkeit bin ich herabgesunken! ....

Ja ..... sagte Elise im Schlaf — ja ..... ich liebte ihn ... Heinrich .... Heinrich ....

Die Verbindung dieser abgebrochenen Worte Elisens mit Heinrichs Gefühlen, mit seiner Lage bewegten ihn so tief, daß er seine Rührung nicht zu besiegen vermogte. Noch flossen seine Thränen in Strömen, als Elise erwachte.

Heinrich, lieber Heinrich, rief sie, du weinst? Nur an dich dachte ich wäh-

rend meines Schlummers . . . . . Trift ein neues Leiden dich, du Theurer? Ist Fosters Brief angekommen?

Noch nicht . . . .

Elisa sah ihn an.

Noch nicht . . . . Beruhige dich, Elise.

Ich glaube dir. Es giebt ferner kein Geheimniß unter uns; du hast es mir ja versprochen.

Erst gegen Anbruch der Nacht langte Fosters Brief an, und wurde dem Chevalier, dem strengen Befehl, den man von ihm hatte, gemäß, übergeben, als er allein in seinem Zimmer war. Hastig riß der Chevalier ihn auf. Er enthielt viele Rechnungen, und Foster versprach noch andere; aber der Brief sagte alles. Foster hatte ohne Rücksicht auf die öffentlichen Fonds angelegt. Der Verlust wurde un-

ermeßlich, und zu gleicher Zeit von den Gläubigern geängstet, hatte er sich der Blanquets bedient, die der unbesonnene Chevalier ihm übergeben hatte. Kurz die Obligationen unter verschiedenen Titeln, die man, nach Fosters Geständniß, gegen den Chevalier geltend machen würde, überstiegen sein Vermögen weit, und dieses Vermögen bestand noch wesentlich in einem Landgute, dessen Verkauf sich ohne ungeheure Aufopferungen nicht beeilen ließ.

Augenblicklich erkannte der Chevalier Sommers die Tiefe des Abgrundes, in welchen er gestürzt worden war, und jede Hoffnung entwich ihm. Noch hielt er Fosters Verderben bringenden Brief in Händen, als sein Kammerdiener, Belton, ihm viele andere, von verschiedenen Leuten geschrieben, wovon einige auf der Post, andere durch Boten angekommen

waren, brachte. Belton hatte sie aufbewahrt, um sie seinem Herrn zu übergeben, wenn er allein wäre. — Er wisse nicht, sagte er, was vorginge; aber gut sei es, daß der Herr Chevalier erfahre .....

Was denn? fiel dieser ihm ungeduldig ein.

Daß man verschiedene Reden führt

.....

Legt die Briefe auf meinen Sekretär, und kommt, wenn ich euch fordere!

Der Chevalier sprach diese Worte mit einem sehr gebietenden Ton. Er wurde es gewahr, und sagte bei sich selbst, als Belton ihn schon verlassen hatte: — sachte, sachte, Herr Chevalier, ihr habt keinen Stand, keinen Rang, keine Untergebenen mehr! Wohlan, mein Geschick werde erfüllt, fügte er hinzu, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, wo er sich

den tiefsten Grübeleien überließ. O Elise, Elise! waren die ersten Worte, welche ihm entwischten. Lady Sommers, die in diesem Augenblick, von Belton benachrichtigt, herein trat, hörte sie, und rief: — sie kömmt, sie kömmt; hier ist deine Freundin!

Ja, meine einzige Freundin, sagte Heinrich, ihr die Arme entgegen streckend, meine Freundin, meine lezte, meine ewige Freundin! — Und von einer Empfindung ergriffen, umarmten sie sich mit einem Strom von Thränen.

Du weißt alles, sagte der Chevalier; lies, wenn du willst den Brief von Foster. Er liegt auf meinem Bureau.

Elise nahm ihn, las ihn mit sichtbarer Unruhe, und nun sagte der Chevalier: — es ist genug, Elise. Komm wieder zu mir, Elise. — Dann nahm er ihre

Hand, und schwieg einige Augenblicke, indem er sie mit tiefer Rührung betrachtete. Dann schlug er die Augen nieder, und mit einer so ruhigen Miene, als ihm möglich war, sprach er: — du siehst, liebe Elise, daß Armuth nicht das lezte Ziel meines Mißgeschicks ist. In dieser Armuth, welche die gefühlvolle Elise so bezaubernd mir schilderte, hätte ich leben können. Ach! ich bin verdammt, mich nach diesem Zustande, der zuerst mich so sehr erschreckte, schmerzlich zurück zu sehnen! mein Gut reicht zu den Verbindlichkeiten, in die man mich verwickelt hat, nicht hin; Schande ist mit meinem Ruin verknüpft. Ich muß mich unter das Joch eines Haufen von Gläubigern beugen, wovon vielleicht die einen nachsichtig, die andern hart sind, und welche alle ein Recht auf meine Freiheit haben. Ich

werde flehend vor ihnen erscheinen, werde den Befehlen eines Sachwaldes oder eines Gerichtsdieners, die mich vor Gericht fordern oder führen, gehorchen müssen! Ich werde . . . . . ich mag es nicht aussprechen . . . . . Solche Demüthigungen dem Erben der Sommers, dem Gatten Elisens! Leicht könnte ich mich entfernen; aber ich würde vor dem Gesetz meines Vaterlandes nicht zu fliehen verstehen. Und würde mich auch die Schande nicht allenthalben verfolgen? Nur ein Entschluß bleibt mir übrig . . . . . !

Ein allgemeines Beben ergriff Elise.

Und die Ausführung desselben, fuhr er fort, wird mir weniger kosten, als daß ich vor Elisen davon spreche. Er ist rauh, dieser Entschluß . . . . wenn einem das Leben lieblich war . . . wenn man es nur immer von dieser Seite neben einer trefli-

chen Freundin, neben einer angebeteten Gattin kannte. Und doch bei einem beneidenswürdigen Geschick ..... ja, ich Elender! .... selbst bei einer Elise, kann ich die Schande nicht erdulden!

Elise schwieg, in Schmerz versunken; Heinrich fuhr fort.

Ich habe für die Zukunft, alles habe ich bedacht. Mein Onkel von mütterlicher Seite .....

Halt ein! rief Elise — halt ein, Heinrich! Du mißbrauchst meine Schwäche .... Laß mich Athem schöpfen, und ich werde dir antworten .... Zuvörderst glaube der Chevalier Sommers, daß auch ich Muth besitze. Der Tod, weil er dieses furchtbare Wort einmal ausgesprochen, oder dessen Bild aufgestellt hat, der Tod schreckt mich nicht. Ich fühlte mich glücklich, aber nur um Hein-

richs willen. Er war meine erste Empfindung, er wird mein lezter Gedanke sein, und entschließt er sich, mich zu verlassen, so ist sein Grab die einzige Freistatt, welche er mir anbieten kann. Ja, entfernt er sich von mir, so folge ich ihm, und sei es auch in die ewige Nacht. Diesen Entschluß vermag nichts zu erschüttern.

O meine Elise! du bist eine Blume noch in ihrer ganzen Schönheit, bleibe auf der Erde zur Zierde der Welt, und laß mich allein mein trauriges Geschick erfüllen. Ich will dich erwarten an jenem Gestade, wo die Menschen, wenn sie die Erde verlassen, landen, und wenn die Engel dich in die zaubervollen Wohnungen rufen, wo die Tugend ihren Lohn empfängt, dann wirst du bitten, daß ich ein Zuschauer deiner Seeligkeit sein möge, und du wirst erhört werden.

Ach! ohne dich keine Seeligkeit, antwortete Elise. Ein Paradieß, ein Eden; wo mein Heinrich nicht wäre, kann ich mir nicht denken. Allein sollst du nicht vor unseren Gott treten. Ach! wir werden uns mit Schuld belasten, wenn wir einen Posten verlassen, den das höchste Wesen auf dieser Erde uns anwies. Ich werde mich vor unserem Richter auf mein Angesicht werfen, werde sagen: wenn mein Heinrich einen Fehltritt beging, so ist es der einzige seines Lebens; werde von seinen Tugenden reden, die ich alle kenne, werde sie eine nach der andern nennen, werde bekennen, wie er stets der großmüthige Beschützer des Unglücklichen, stets ein ehrerbietiger Sohn, stets ein zärtlicher Vater, ein Gatte . . . . . o mein himmlischer Vater! . . . . ein anbetungswürdiger, ein angebeteter Gatte war!

Und vielleicht werde ich, entflammt von der Wahrheit, als Zeugin angenommen werden; vielleicht wird auch, wenn wir beide vor dem himmlischen Thron erscheinen, beide durch eine Liebe vereint, der Spruch der Verdammung milder sein O Gott! vereint, immer vereint. —

Dringe nicht in mich, theure Elise, deine Aufopferung anzunehmen. Ich hasse mich, seit du mir diese Idee dargestellt hast, denn mein Gemüth empört sich nicht dagegen, wie sie sollte .... Vereint! ..... dies Wort aus Elisens Munde macht meine Vernunft schwindeln .... vereint! ..... so lebten sie, so sollen ihre lezten Seufzer zusammenfließen ..... es wird kein Tod mehr sein ..... Gott! welche Sprache ist es, die ich führe; ich erkenne mich nicht darin .... Elise, Elise; das bin ich nicht ....

Heinrich, lieber Heinrich, beruhige dich!

Er fuhr fort. — Dein Glück war mir immer theurer, als das meinige. Tausend Mal hätte ich mein Leben hingegeben, um dich von einem Schmerz zu befreien ..... und jezt kann ich die Idee dulden, die du mir vorgestellt hast! Bin ich denn ein Barbar, oder nur ein leidenschaftlich Liebender? Bin ich vielleicht ..... ich zittere, es zu enthüllen! .... bin ich vielleicht ein Eifersüchtiger, der das Idol seines Herzens nach seinem Tode den Blicken der Sterblichen zu entziehen wünscht? Warüm beunruhige ich mich denn, wenn ein Gefühl dieser Art mich ergreift? Sollte ich, so nahe am Grabe, erst beginnen, mich zu verachten? Geheimnisse des menschlichen Herzens, gebt ihr mir einige Rechtfertigung! Ich muß in mich selbst

zurückgehen, und mir durch Nachdenken Licht verschaffen. Elise ist für Heinrich ein zu guter, ein zu nachsichtiger Richter. Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung werde ich besser werden.

Bilde keinen vergeblichen Plan, Heinrich, einen Plan, den du nicht ausführen kannst. Es steht in deiner Macht, mir den Trost zu rauben, mit mir zu sterben, mir die Wonne zu rauben, dich noch anzublicken, ehe meine Augen sich dem Lichte verschließen; es steht in deiner Macht, mich so zu behandeln; aber ich schwöre es hier: in dem Augenblick, wo ich deinen unglücklichen Entschluß vernehme, wo ich höre, daß ich meinen Freund nicht mehr besitze, soll es nicht dem grausamen Schmerz überlassen sein, mich langsam zu vernichten; nein, soll der schnellste Tod mein Dasein enden.

Siehe daher auch heute unser Geschick, wie es immer war, innig vereint. Dir an jeden Ort zu folgen, das ist mein Wille, das ist meine Hoffnung; und mußt du eine enge Straße wandeln, so werde ich neben dir am Rande des Abgrundes gehen. Prüfe nur, ob gegen die Schande, welche die Welt austheilt, deine Elise dir nicht zu genügen vermag. Ich fühlte mich reich an Trost, als wir nur die Armuth zu fürchten hatten; aber unsere neue Lage ist aus Umständen zusammengesetzt, die ich weder hinlänglich zu erkennen, noch hinlänglich zu würdigen vermag. Ich wundere mich nicht über deinen Schmerz und über dein Entsetzen beim Anblick der Scene, die sich eröffnet. Erforsche, ob deine Seele Kraft besitzt ihm zu widerstehen, ob unsere Liebe dir Ersatz für dein Mißgeschick gewährt. Ueberlege alles,

und entscheide. Willst du, daß wir ferner vereint leben? Ich will deine schönen Augen mit meinen Händen bedecken, damit du den Hohn der Menschen nicht erblickst, ich will dich fest an mein Herz drücken, damit sein liebevolles Klopfen allein deine Aufmerksamkeit fesselt. Aber übersteigen die Leiden, die dich erwarten, deine Kräfte, so fürchte dich nicht, es mir kund zu thun. Wähle den Tag, wähle die Stunde, und deine Elise wird sich bereit halten. Sie wird ihre Blicke von den schönen Fahren abwenden, die ihrer noch zu warten schienen, und dem Himmel danken für die Zeit, in welcher sie so viele Freuden des Lebens genossen hat. Theurer Geliebter, fügte sie hinzu, als sie Heinrich in der gewaltsamsten Bewegung sah, ich habe dir alles gesagt, und überlasse dich jezt deinem Nachdenken. Unterbrich es aber, ich be-

schwöre dich, und ruhe einige Stunden. Fasse deinen lezten Entschluß erst in dem Augenblick, wo der Tag wiederkehrt, wo die Morgenröthe wenigstens die Erde schmückt, die du verlassen willst. Dann öffne dieses Fenster, welches nach dem Garten geht, und welches ich aus meinem Zimmer sehen kann. (Sie löste ihren Schleier ab) Diesen meinen weißen Schleier, den ich dir hier lasse, hängst du an die äussere Jalousie, wenn dein Geist stiller ist, wenn du willst, wenn du kannst mit deiner Elise die Gefahren des Lebens bestehen, und augenblicklich fliege ich in deine Arme, um dir aufs neue Liebe und Treue zu schwören. Beharrst du aber bei deinem Vorsatz, so befestige einen schwarzen Flor an dein Fenster, und ich werde früher, als du in den Garten, und bereit sein, dir zu folgen, bereit, mit dir das

Loos zu theilen, das du gezogen hast. Ja, ich werde bereit sein; denn ich will diese Nacht allen den Gedanken weihen, die einem so großen, so auffergewöhnlichen Ereignisse vorhergehen müssen, und woran meine mit Liebe und Glück erfüllte Seele nimmer gedacht hat. Ach! mir waren bis jezt nur die Gebete der Dankbarkeit bekannt! Gewiß ich war zu glücklich, und plötzlich sehe ich, daß mein Theil an den Gütern dieses Lebens das Loos, welches einem einzigen Geschöpfe fallen soll, sehr überschritt. Morgen, theurer Heinrich —

Und in diesem Augenblick besiegte sie ihre Bewegung, und bestrebte sich, eine heitere Miene zu zeigen. Doch näherte sie sich ihm, um ihn zu umarmen; aber Heinrich schloß sie leidenschaftlich in seine Arme, bald gaben sie den Regungen ihres

Herzens nach, und Brust an Brust gedrückt flossen vereint ihre Thränen. Kein Wort entfloh ihren Lippen, und plötzlich wand Elise sich aus Heinrichs Armen los, und entfloh nach ihrem Zimmer.

Sobald sich Heinrich allein sah, gab er sich den Bewegungen eines zwanglosen Schmerzes ganz hin. Nichtsdestoweniger verwandelte sich der Ausbruch desselben oft in eine finstere, dumpfe Ruhe, dann nannte er seufzend Elisens Namen, und zuweilen rief er sie mit gellender Stimme, wie ein Wahnsinniger. Er wollte zu ihr gehen, und ihr Worte des Trostes bringen. Er klingelte in der Absicht, einem seiner Leute zu befehlen, sich ohne Geräusch zu erkundigen, ob noch Licht in Elisens Zimmer sei. Belton kam, und da düstere Traurigkeit sein Gesicht bedeckte, so argwohnte der Chevalier einen

Augenblick, daß er sein Gespräch mit Elisen gehört habe. — Wo waret ihr seit einigen Stunden? fragte er Belton mit strengem Ton.

Im Zimmer des Portiers, wie den ganzen Tag.

Was machtet ihr da?

Ich half Franz die Unverschämten zurücktreiben, welche die Thür stürmen wollten, um mit dem Herrn Chevalier zu sprechen, oder ihm selbst ihre Briefe zu übergeben.

Warum nennt ihr sie denn Unverschämte?

Das ist das geringste Beiwort, welches sie verdienen.

Ich will wissen, was sie sagten.

Erlassen sie mir das, Herr!

Ich will es wissen.

Gegen einen Diener von Vater auf Sohn in der edlen Familie der Sommers erkühnten sie sich, solche Sprache zu führen!

Eudet, Belton.

Ich sagte ihnen auch; ihr seid infame Verläumder. Was? der Herr Chevalier hält seine Versprechungen nicht, ist aller Welt schuldig? Und von dem Herrn Chevalier sprecht ihr so, der die Arbeiter seines Hauses alle Woche bezahlt, und den Lohn seiner Leute alle Monat? Darauf haben sie erwiedert ..... ich mag es nicht wiederhohlen.

Weiter, Belton, oder geht mir aus den Augen, wenn ihr mir nicht gehorchen wollt.

Sie sagten, besonders einer von ihnen: „ganz gut, Arbeiter, Bediente, und „vielleicht auch Putzhändler, Jouvelier

„für Milady, und mit fremden Gelde,
„das man leiht und nicht wieder giebt.
„Immerhin, aber binnen kurzem soll der
„Herr Chevalier Barönet aus allen
„diesen Verlegenheiten kommen, und der
„Stockmeister von Kingsbank *) soll alle
„seine Geschäfte machen.“ So sprach
besonders ein Advokat, der ein schänd-
liches Gesicht hatte, und ich weiß nicht
mehr, was, von mir verlangte. Wir
beide, Franz und ich, stürzten uns rasend
auf ihn, und fliehend rief er: morgen
sollten Herr und Diener in den Händen
der Gerechtigkeit sein. Ich bin eben nicht
bange davor, aber wenn der Herr Che-
valier nichts dagegen hat, so mögte ich
wohl dem Friedensrichter Anzeige davon
machen.

*) Das Schuldnergefängniß.

Genug, Belton. Es ist Nacht. Man verschließe die Thür, und alle Bedienten sollen auf ihre Zimmer gehen. Ihr auch, Belton. Laßt mich allein.

Warum fand ich Vergnügen in Beltons Reden? fragte sich Sommers, als er allein war. Ich freue mich, daß ich mich bei meiner Abreise nach denen nicht zurücksehne, die ich verlasse. Die Menschen sind sehr hart; ich werde ihnen alles hinterlassen, nichts mit mir nehmen; was thue ich ihnen denn für Unrecht? mein Vermögen, mein Leben will ich als Sühnopfer für meine Unbesonnenheit hingeben. Das, denke ich, ist genug, und meine Erniedrigung kann niemand nützen. Die Welt wird für mich verschwunden sein, wenn ihr jenseits meines Grabes, und meine entseelten Gebeine sammelnd, mein Gedächtniß verhöhnt, und mein

väterliches Erbtheil versteigert. Nein, ich will kein Zuschauer bei meiner Schande sein, will den bittern Trank, der mir aufbehalten wurde, nicht bis auf die Hefen ausleeren.

Nachdem der Chevalier eine Stunde in tiefem Nachsinnen zugebracht hatte, setzte er sich an sein Büreau, um an seinen Onkel von mütterlicher Seite zu schreiben, und einige Familienpapiere in Ordnung zu bringen. Von Ohngefähr fielen seine Augen auf Briefe, welche Belton gebracht hatte, und nachdem er sie gelesen, bedeckte eine Feuerröthe sein Gesicht. — Welche Sprache führt man mit mir! Herrn sind es, die ihre Sklaven verhören. Selbst Lord Weston, der sich nicht erkühnt haben würde, mir in die Augen zu sehen, wagt es, einen dreisten Ton gegen mich anzunehmen in einem

Augenblick, wo die Rache mir verboten ist. Grausames Geschick! Bin ich denn zu jeder Art der Erniedrigung verdammt? — Endlich ein Brief von einem Freunde! Das ist Mure's Hand .... Er kennt meine Lage, und erinnert mich an das Alter der Verhältnisse, die uns verbinden. Aber was? Er erwarte von meinen Gesinnungen gegen ihn, sagt er, daß ich mich bemühe, ihn wegen eines Wechsels von mir, den er zufällig besitzt, und der von Foster kömmt, unter der Hand in Sicherheit zu setzen. Was? Auch die Freunde? So denken sie gegen mich! — Aber ich hatte nie Freunde . . . nein, nie ....! Undankbarer! Was erkühnst du dich zu sagen! Du hattest den besten aller Freunde, einen Freund, mit dem kein anderer in der Welt sich vergleichen läßt, Elise, deine Elise! Hegtest du

einen Gedanken, den sie nicht verstand, eine Empfindung, die sie nicht mit dir fühlte, einen Kummer, den sie nicht auf sich nahm? Und du kannst dich beklagen, daß es dir an Freunden gefehlt habe? Selbst den Tod will sie mit dir, sie verlangt ihn, und du verdienst ein solches Opfer nicht, weil es dir nicht verhaßt ist. Wohlan, senke dann den Dolch in dieses Herz, das dich so sehr geliebt hat, gieb ihm diesen Lohn für seine lebendige Zärtlichkeit! Fort, wenn es dir nicht an Kraft gebricht, fort, und triff den Engel des Himmels .....! Und wie? Ich schmähe mich selbst, zerfleische mich mit eigenen Händen? Was that ich denn, daß ich so viele Qualen erdulden muß? Ihren Wunsch: vereint sterben, wenn man, wie wir, gelebt hat — tausend Mal hätte ich ihn gewünscht! Ach! könnte ich

ihr Ehre, Vermögen hinterlassen! .... Vergieb mir, Elise; ich weiß es, diese Güter würden nichts für dich sein. Aber auch Schande für deinen Gatten, Schande seinetwegen, und an seiner Seite! Schande! .... O! sagt dies bloße Wort nicht alles für einen Mann von Ehre, für einen Mann, der, einen ausgezeichneten Rang in der Gesellschaft genießend, seine Seele für jede Art der Hoheit bildete? Schande! Elise, könntest du sie besser, als ich, ertragen? Komm denn, meine treue Freundin, komm, meine Erretterin, mich gegen mich selbst zu vertheidigen! Ich liebe dich, bete dich in diesem Augenblick mehr an, als je in meinem Leben; komm, ich bedarf Muth, und du allein kannst mir ihn einflößen.

Der unglückliche Heinrich warf sich in einen Lehnstuhl; aber nach einer Viertel-

stunde stummen Nachdenkens stand er wieder auf und sagte mit Rührung: — Sie an mein Geschick knüpfen! Nein, ich will es nicht; nein, nimmer gebe ich meine Einwilligung dazu .... Da sind meine Waffen! — Er nahm sie, und legte sie neben sich hin. — Allein werde mein Opfer vollendet. Schon bin ich ausser mir .... Arme Elise! Sie wollte, daß sterbend unsere Blicke sich begegneten. Sie bat mich, ihr meinen Entschluß kund zu thun. Ich versprach es ihr, und sie weiß, ich hielt ihr immer Wort. Ihren arglosen Glauben zu hintergehen, hätte mir das niedrigste, das verdammungswürdigste Verbrechen gedäucht..... Die Nacht verfolgt indessen ihren Lauf, und bald wird der Augenblick erscheinen, das Verderben bringende Signal zu geben, welches Elisen meinen Entschluß ankün-

digen soll. Ach! hätte die himmlische Huld ihren Schlummer verlängert, ihre Sinne eingewiegt, und erschiene sie nicht zur bestimmten Stunde, müßte ich diesen Umstand nicht, als die Wirkung eines mächtigen Willens betrachten, der über Elisens Tage wacht? Müßte ich mich dann nicht allein meinem elenden Geschick weihen? Ich würde in meine Gebüsche eilen, um einen einsamen Ort zu finden, von wo man das Schloß erblickt, und meine Augen auf Elisens Zimmer richtend, ihr mein leztes Lebewohl sagen.

Von diesem Augenblicke an gab sich Heinrich unausgesetzt bald den Regungen der Rührung und bald der Verzweiflung hin. Er ging mit schnellen Schritten umher, stand vor Elisens Bildniß still, und ließ sich auf ein Knie nieder. Er sah oft nach seiner Uhr, und der Gang derselben

däuchte ihm, je nachdem seine Empfin-
dungen waren, zu langsam oder zu schnell.

Lassen wir ihn einige Augenblicke, um Elisen zu folgen, und sie zu beobachten, als sie Heinrich verließ, als sie sich Gewalt anthat, um sich seinen Umarmungen zu entreissen. Sie begab sich nach ihrem Zimmer, und als sie sich allein sah, ließ sie ihrem Schmerze freien Lauf. Sie kämpfte nicht mehr gegen das Gefühl, wovon sie zu Boden gedrückt wurde. Sie sah sich in dem Zimmer umher, das sie in den schönen Tagen ihres Lebens so sorgfältig geschmückt hatte, und ihr Herz wurde gepreßt, als sie ihre Blicke auf eine Menge Zeichnungen richtete, auf welchen sie allenthalben Heinrichs Gestalt angebracht hatte. Der Geliebte fand sich auf den Gemälden ländlicher Gegenden, der Chevalier, der schöne Sommers in der

Darstellung irgend eines Festes am Hofe, Heinrich war es, immer nur Heinrich. — Ach! wie schnell sind sie entflohen die schönen Tage, wo ich hierher ging, um von meinem Gatten, von meinem Glück zu träumen! sagte Elise. — Hätte ich nicht mitten in den Wonnen meines Lebens, Heinrichs Gefährtin, seinen Glanz sein Ansehen, sein Vermögen mit ihm theilend, hätte ich nicht an die Vergänglichkeit aller dieser Güter denken müssen? Aber ich hatte in der That nur eins, schätzte nur eins, das war Heinrich, und nie trennte ich in meiner Einbildungskraft meine Existenz von dem Leben dieses einzigen Freundes. Alles war in meinem Glücke einfach, und als ich das Unglück kennnen lernte, erschien es mir eben so einfach; denn Elise und Heinrich sterben vereint.

Elise wollte nach diesen Reflexionen über die Vergangenheit den gegenwärtigen Augenblick fixiren, und rückte gleichsam vor, um den Abgrund; welcher Tod heißt, den umnachteten Abgrund, der sie auf einen Augenblick mit Entsetzen erfüllte, zu betrachten, denn ihre schuldlose, reine Seele hatte immer nur sanfte, lachende Ideen empfangen. Aber sie besaß von Natur einen Muth, den sie selbst nicht kannte, und die Furcht, in einem Augenblick, wo sie sich berufen fühlte, Heinrichs einzige Stütze zu sein, in seinen Augen schwach zu erscheinen, machte ihre Festigkeit unerschütterlich.

Und haben wir beide, fuhr sie fort, Heinrich und ich, nicht immer gewünscht, einer in des andern Arm zu sterben? Haben wir es nicht als die höchste Seegnung gewünscht? Wahr ist es, wir hegten dies-

sen Wunsch für entfernte Zeiten, wir betrachteten unser leztes Ziel durch die schmeichelnden Gaukeleien der Hoffnung, und überließen unserer Jugend die Sorge, uns zu bewahren. Gut, wir täuschten uns; wir wissen ein Dasein zurück zu geben, daß wir minder zurück wünschen würden, hätte die Vorsehung aus besonderer Gunst es nicht so köstlich für uns geschaffen.

Das war Elisens geheime Sprache; aber mitten unter diesen Kämpfen wartete ihrer eine neue Prüfung. Sie wollte Klara, ihre geliebte Tochter, sehen. — Ich muß dich vor meiner großen Reise umarmen, sagte sie in Gedanken zu ihr; ich muß dir diese Mutter, die dich verläßt, diese leider wohl strafbare Mutter zeigen. Komm züchtige mich durch deine unschuldigen Liebkosungen, durch dein

blindes Zutrauen. Komm süßes Kind, zweites Geschenk das der Himmel mir gab! —

Sie rufte, das geliebte Kind, rufte es mit gerührter Stimme. Es war fast gerade der Augenblick, wo die kleine Klara den Schlaf suchte, wo sie ihn immer fand, nachdem sie von ihrer Mutter einen Kuß erhalten hatte. Sie lief herbei, stürzte sich in Elisens Arme, strich ihr mit ihren kleinen Händen das schöne blonde Haar aus dem Gesicht, wollte ihre Lippen auf die Wangen ihrer Mutter heften, und fühlte sie mit Thränen benezt, welche noch flossen. — Du weinst, Mutter? Mein Gott, du weinst! Ist Vater etwas begegnet?

Noch nichts, liebe Klara; aber im Leben sind Schmerzen ausgesäet. Du

weißt es noch nicht, mögte es dir immer verborgen bleiben!

Dann drückte sie Klara an ihre Brust, betrachtete sie bald schweigend, und überhäufte sie bald mit den zärtlichsten Liebkosungen. — Weißt du, liebe Klara, was eine Mutter ist?

Du bist es, Mutter.

Was eine Mutter ist, und welche Bande sie an eine so liebenswürdige Tochter, als Klara, knüpfen?

Du bist gut, Mutter.

Was eine Mutter ist? — Elise umarmte Klara, betrachtete sie, und umarmte sie wieder. — Eine Mutter! Sie liebt ihr Kind leidenschaftlich, wünscht es jeden Augenblick zu sehen, es jeden Augenblick zu liebkosen. Eine Mutter! Und warum verläßt sie dieses liebenswürdige Kind? Ach! sie ist sehr unglücklich, sie

gehorcht einem Geschick, das sie fort=
reißt . . . . . ! Er muß sich an sie er=
innern, . . . muß sie beklagen . . . .
ihr Bild betrachten . . . . und sagen: das
ist meine Mutter, eine Mutter, die ihre
Tochter so sehr liebte! . . . Da wird sie
sein, hinter jenem Vorhang, wird dich
sehen, dich hören . . . . . Mein Schöpfer,
der du alles kannst! — Elise konnte nicht
weiter. Tiefe Rührung erstickte ihre
Stimme.

In diesem Augenblick trat Miß Bar=
net, Klara's Gouvernante, herein, und
erinnerte Lady Sommers, daß es schon
weit über die Schlafenszeit der Kleinen sei.

So spät nicht, antwortete Elise.

Sie wissen nicht, Madame, daß
Miß Klara morgen sehr frühe aufstehen
soll.

Und weswegen? rief Elise voll Erstaunen.

Miß Klara hat gehört, daß Myladys Geburtstag auf den zweiten Julius einfällt, und will früh morgens selbst einen großen Blumenstrauß pflücken, um ihrer Mutter denselben vor dem Aufstehen zu überreichen.

Sie Böse! Sie versprachen mir, Mutter nichts davon zu sagen. —

Bringen sie Klara weg, sagte Elise, und nach diesen Worten glaubte sie die ersten Angriffe des Todes zu fühlen. Sie warf sich in einen Lehnstuhl, in welchem sie lange halb bewußtlos blieb, und nur mit Mühe konnte sie den Gefühlen, von denen sie bestürmt wurde, folgen. Als sie wieder zu sich selbst kam, war sie noch unglücklicher. — O Heinrich! wenn ich deine Tochter schmückte, wenn ich sie dir

in dem Augenblick vorstellte, wo du in den Garten gehst, um das Ziel, das deine Verzweiflung dir zeigt, zu erreichen, würdest du deinen Entschluß nicht ändern? ..... Nein, theurer Heinrich, ich werde es nicht thun. Ich würde allein, das weiß ich, von dir alles erhalten haben, hätte nicht die unüberwindliche Furcht vor einer öffentlichen Demüthigung deinen Vorsatz fest bestimmt. Ich habe es gesehen, du würdest mit mir die bitterste Armuth ertragen haben, wäre sie allein dein Loos gewesen. Ich würde dein Herz tief verwunden, wenn ich zu glauben schiene, daß eine andere, mehr als ich, mehr als deine Elise, dich an das Leben knüpfen mögte. Selbst würde ich mich verabscheuen, wenn ich eine neue Marter ersönne, das Maaß deiner Schmerzen mit meinen Händen häufte. Deines Weibes,

deines treuen Weibes Pflicht ist es, deine lezten Augenblicke zu versüßen, dich auf dem rauhen Wege, den du antreten willst, zu unterstützen.

Diese lezte Ueberlegung hob Elisens Muth, und sie wendete den Rest der Nacht dazu an, mehrere Briefe zu schreiben. Einen davon verfaßte sie mit vieler Sorgfalt; er war an Lady Mortimer, die Frau von Heinrichs Onkel mütterlicher Seite, dem nächsten seiner Verwandten, gerichtet. Elise und Heinrich waren übereingekommen, ihr Klara anzuvertrauen, sie als ein hinterlassenes Gut ihren Händen zu übergeben. Lady Mortimer hatte nur eine Tochter und einen Sohn; Klara sollte mit der Tochter erzogen, und der Sohn einst ihr Gatte werden. Freilich waren diese Ideen nur wahrscheinlich, aber in der Lage, worin Elise und Hein-

rich sich befanden, konnten sie keine Hoffnung von sich stoßen.

Als Elise an den ehrwürdigen Geistlichen schrieb, der ihre früheste Jugend geleitet hatte, wurde sie unruhig. — Wie wird er mich beurtheilen? Gewiß strenge! Aber was Heinrich für mich, was ich für ihn war, wer könnte es fassen! Und macht der Zug eines feurig liebenden Herzens mich strafbar, so wende ich mich nicht an die Menschen, sondern an Gott allein, an ihn, der alles kennt, an ihn, der zuerst liebte.

Endlich zeichnete Elise kurz den Unterricht auf, den Klara in den verschiedenen Zeiträumen ihres Lebens bekommen sollte. Ach! wie oft wurde diese lezte Arbeit von Thränen unterbrochen, wie oft ausgesetzt, um den Schutz der Vorsehung anzurufen, um ihren Seegen für

ein schuldloses, von seinen Eltern verlasse-
nes Geschöpf herabzuflehen. Nach diesem Gebet versank Elise in einen Zustand der Ermattung, und halben Bewußtlosigkeit, worin sie sich auch befand, als sie sich von ihrer Tochter trennte. Aber dieses Mal dauerte es länger. Ihren Kopf auf das Bureau, wo sie eben noch schrieb, gestützt, schien sie ganz erstarrt zu sein; allein plötzlich wurde ihre Miene, wie die Miene einer Wahnsinnigen, und sie belebte sich wieder, indem sie Heinrichs Namen aussprach. — Es ist zu spät! Es ist schon vorüber! rief sie, stürzte auf das Fenster zu, riß es auf, und heftete ihre Blicke auf Heinrichs Zimmer, ohne sie einen Augenblick davon abzuwenden. Mitten unter ihren Trauergedanken erhellte sie ein Stral der Freude, als sie gewahr wurde, daß sowohl das Fenster

zu Heinrichs Kabinet, als auch die Thür seiner Nebentreppe noch verschlossen waren. Indessen begannen die Gestirne der Nacht zu erbleichen, und schon entdeckte man Aurorens ersten Schimmer. Elise bebte bei der Gefahr, die ihr gedroht hatte. — Ein wenig spâter, sagte sie ..... Wenn er mich nicht gefunden hâtte, was würde er von Elisen gedacht haben? Ach! er hätte seinen Weg fortgesetzt .....

Plötzlich hörte sie ein Geräusch an dem Fenster des Chevalier. Das Fenster öffnete sich, Heinrich erschien, die Strahlen des Morgens erleuchteten sein Gesicht, und Elise konnte die erstaunliche Veränderung in seinen Zügen, und seine gewaltsame Bewegung ganz wahrnehmen. Er richtete die Augen gen Himmel, und hef-

tete mit zitternder Hand einen schwarzen Flor an die äussere Jalousie.

Elise sah das Todbringende Zeichen; ein geheimes Beben ergriff sie; aber plötzlich sich fassend, trocknete sie ihre Thränen, band ihr von der Unruhe der Nacht verwirrtes Haar, auf dem Kopfe zusammen, stieg mit eilenden Schritten in den Garten hinab, und ging einige Schritte in die Lindenallee, durch welche Heinrich mußte. Sie schaute zurück, um Heinrich, dem sie einen Augenblick zuvorgekommen war, ankommen zu sehen. Er kam; seine Blicke waren auf Elisens Zimmer gerichtet. Unter dem Fenster stand er still, glaubte, daß es sich öffnen werde, und zitterte. Er machte einen Versuch, weiter zu gehen, und eine geheime Macht schien ihn zurückzuhalten. — Hier, hier ist deine Elise! — Diese Worte hörte er

einige Schritte von ihm entfernt. Er erkannte die geliebte Stimme, welche sie aussprach, und seine Seele erbebte. — Hier, hier ist deine Elise; sie kam dir bei dem Rendevous zuvor. — Dann näherte sich Elise ihrem Gatten, und reichte ihm die Hand. — Auf, auf! mein Freund; laß uns auch ferner Muth haben. Du hast Zeit gehabt, deine Lage zu bedenken, und da du bei deinen Entschluß beharrst, so haben wir gelebt.

Heinrich warf sich vor Elisen auf seine Knie. — Verzeihst du mir, Elise? sagte er.

Ach! ob ich dir verzeihe?

Und kannst du mich dabei noch lieben?

Ja, Heinrich; eben so zärtlich, eben so leidenschaftlich liebe ich dich!

Steh auf. Soll ich dir den Arm geben, oder du ihn mir?

O wie sonst, ich flehe dich! Ich bin schwach, bin furchtsam; aber nicht beim Anblick des Schicksals, das meiner wartet, bin ich es; diese Thränen, die ich nicht zu unterdrücken vermag, sind Elisen geweiht. Ich bedenke mit Entsetzen und umringt von den Vorwürfen, die ich mir mache, mit Schaudern bedenke ich, daß Elise, die reizende Elise, Elise in der Blüthe ihrer Jahre .... Elise, weil sie ihr Geschick an das meinige knüpfte ..... O Gott! der du eben der Morgenröthe geboteſt die Erde zu erleuchten, du mußt eifersüchtig sein auf dein schönstes Werk! Nimm sie zu dir, ehe der Tod ihre Züge verwandelt! Ein Wagen von Licht führe sie hinweg, sie ist dann noch schön, und ich allein sei verlassen.

So sprach er, und mit solchen Worten schloß er Elise in seine Arme, als fürchtete er, erhört zu werden.

Beruhige dich, theurer Heinrich, und laß uns dem Himmel danken für die glücklichen Tage, die wir zusammen verlebten, und für diesen gemeinschaftlichen Tod, den er uns schenkt, für einen Tod, wie wir ihn uns stets wünschten. Noch wird irgendwo eine Freistatt für zwei liebende Gatten sein, und das Gestirn wovon du eben sagtest, das prachtvolle Gestirn, das in diesem Augenblick über uns sich empor hebt, um die ganze Natur zu beleben, ist unter so vielen andern ein neues Pfand der Vaterliebe eines höchsten Wesens. Hoffnung also, Hoffnung!

Elise und Heinrich gingen weiter, aber mit langsamen Schritten. Sie kamen vor einem wegen seiner Höhe, und das

weit um sich her verbreitenden Schattens merkwürdigen Tulpenbaum vorbei. — Laß uns diesen Baum begrüßen! sagte Elise, mit dem lezten Lebewohl ihn begrüßen; doch setzen wir uns noch einen Augenblick auf die Bank, die ihn umgiebt. Du, Heinrich, hast ihm diesen Platz gegeben, und auf diesem Sitze entwarfen wir so liebliche Pläne des Glücks, hörte ich den Namen deiner Elise so zärtlich nennen ..... Ach! warum jezt diese Erinnerungen! Ich kann nicht weiter sprechen.

In der That strömten ihre Thränen so reichlich, daß ihre Stimme ganz erstickt zu sein schien. Heinrich fühlte dieselbe Rührung, und als sie sich von dieser Erschütterung erholt hatten, schwiegen sie lange. Gerade schlug die Dorfglocke fünf. —

Es schlägt, um die Menschen an die Schritte zu mahnen, die sie in das Leben thun, sagte Heinrich. — Ach! wir sind am Ziel, die Zeit und ihre Unterabtheilungen betreffen uns nicht mehr.

Immer dieselbe Stunde, und immer mein Heinrich! — das flehe ich in diesem sterblichen Leben, das wir verlassen wollen, und für ein anderes, das da kommen wird, für das, was ich hoffe, ist es auch noch mein Wunsch. Ist es nicht auch der deinige, Heinrich?

Ja, meine Elise; aber ich wage nicht, zu beten; bete du.

Wir wollen es beide beten, aber nicht schwach werden. Laß uns weiter gehen.

Mit diesen Worten stand Elise auf, und indem sie noch einen Blick auf den schönen Tulpenbaum warf, sagte sie seuf-

zend: — mögte doch unsere Asche vereint am Fuße dieses Baums eine Ruhestätte finden!

Ich habe an nichts gedacht, sprach Heinrich; wäre es noch wohl Zeit, unsern lezten Willen zu erkennen zu geben?

Hast du eine Bleifeder bei dir, so gieb sie her, erwiederte Elise, kehrte einen Briefumschlag um, und schrieb auf die weisse Seite: „Thomas, guter Tho„mas, laßt, ich bitte euch, mich mit „Heinrich unter dem großen Tulpenbaum „begraben." — Thomas war ein alter Diener der Familie Sommers, und gerade jezt Schloßvogt. Elise befestigte dies Papier auf ihrem Ermel.

Nicht ferne waren die beiden unglücklichen Gatten von dem Ziel, das sie wählten; in wenigen Augenblicken erreichten sie es. Es war eine von der Natur in

Schatten gehüllte Einöde, woran die Kunst sich nicht gewagt hatte. Nichtsdestoweniger lag sie auf einer Anhöhe, von welcher man die Gärten und Gebäude des Schlosses sehen konnte.

Ort meiner Geburt, sagte Heinrich, seine Blicke dahin richtend, Freistatt, wo die Gebeine meines Vaters ruhen, Wohnsitz meiner Jugend, Wohnsitz, wo ich Elisen feurig liebend, ihr glücklicher Gatte, so viele seelige Jahre verlebte, wonnige Gärten, alle im Einklang mit dem Frieden meiner Seele, ich war eurer ferner nicht würdig, ich werde euch verlassen! Alle diese Güter hatte ich dir, Elise, in meinem lezten Willen bestimmt, und doch habe ich sie auf das Spiel gesetzt, habe sie verloren, bin sehr strafbar. Aber du, meine Elise,

bedenke in diesem Verderben bringenden Augenblick, daß du deine ursprünglichen, deine kostbarsten Vorzüge der Natur, und ihr allein, verdankst. Deine Schönheit sonder Gleichen, deine bezaubernde Anmuth, dein sanftes, edles Wesen, dein Geist, deine Talente, und der unaussprechliche Reiz deines Charakters, alle diese Güter hätte dir weder der reiche Sommers, noch dieser Heinrich, der dich über alles liebt, geben können; sie sind ein Gnadengeschenk des Himmels selbst. Ist es dir erlaubt, auf so seltene Wohlthaten Verzicht zu leisten? Du siehst nur Heinrich, knüpfest nur an ihn dein Glück; aber die Zeit, deren Gewalt du nicht kennst, die Zeit kann vielleicht.....

Vollende nicht. Nimmer wird die Zeit meine Gefühle für dich schwächen; und traute ich ihr diese Macht zu, so

würde mich dies noch mehr vom Leben losmachen. Ich sehe deine Kämpfe, sehe deine Reue; aber mein Opfer ist beschlossen, ist unzertrennlich von dem deinigen. Unser Geschick steht fest; reden wir nicht weiter von der Zukunft, als indem wir an das Leben denken, was diesem folgt, als indem wir unsere Gedanken zu dem höchsten Wesen erheben.

Dann ergriff sie Heinrichs Hand, kniete nieder mit ihm, und sprach mit inniger Rührung: — O Gott! Herr der Welten, hier liegen vor dir im Staube zwei deiner armen Geschöpfe, die sich zu schwach fühlen, das Leben mit Schande bedeckt zu durchwandeln! In Demuth treten sie vor die Augen ihres Richters. Ach! was werden sie zu ihrer Vertheidigung sagen können! Du bedecktest sie mit

deinen Gnadenbezeugungen. Ja, in der Welt waren Reichthümer, war Ehre und Auszeichnung ihr Loos, und im Schooße ihrer Familie, eheliche Liebe, elterliche Liebe, alle Freuden des Herzens, und siehe, doch haben sie nicht den Muth, das Unglück zu ertragen. O Gott! wie wirst du sie richten? Während ihrer kurzen Laufbahn auf dieser Erde vollbrachten sie einige gute Werke, und hörten nicht auf, den Gott ihrer Religion, den Gott ihres Gewissens zu seegnen. Du bist gerecht, aber auch allgütig. Sie flehen dich um Gnade. Ich flehe für Heinrich, für mich, für uns beide, und er .....

Gott! rief Heinrich, Elise allein darf es wagen, zu dir zu beten. Besaß ich einige Tugenden, so war sie die Quelle derselben, und ich allein bin Schuld an dem großen Fehltritt, denn wir zusammen

begehen. Bewafnest du dich mit Rache, o Gott! so treffe sie nur mich: Rette, rette Elise.

O mein Schöpfer! sprach Elise mit Entsetzen; möge ich Kraft haben, oder nicht, meine Wünsche ferner zu deinem Thron zu erheben, so wirst du doch wissen, daß diese Wünsche nach einem gleichen Geschick für mich und Heinrich, für mich und meinen Gatten streben. Gnade, Gnade, unser Vater, unser oberster Richter!

Nach diesen Worten, die sie nur mit Mühe aussprach, schlug Elise, noch immer auf ihren Knien, die Augen nieder, und Heinrich, ohne es zu wagen, sie anzublicken, ahmte ihre religiöse Stimmung nach. Dann erfolgte eine kurze Pause, und Elise stand auf. —

Wohlan, Heinrich; alles ist gesagt für diese Welt. — Sie warf sich an sei-

nen Hals, Heinrich drückte sie an seine Brust, und ihre Umarmungen waren so heftig, als hofften sie, in Rührung und Liebe hinzusterben. Dann entfernte sich Heinrich auf Elisens Wink, um seine Waffen zu suchen; allein noch einmal seine Blicke auf seine Wohnung richtend, rief er Elise. — Ist das nicht Klara, die ich im Blumengarten sehe? — Was macht sie so frühe dort? Sollte sie wis=sen . . . . !

Nein, antwortete Elise. Ich allein hätte es ihr sagen können, und ich habe es nicht gethan; aber sie hat, wie ich von Miß Barnet weiß, erfahren, daß heute mein Geburtstag ist, und sie wollte frühe einen Strauß pflücken, um ihn mir, ehe ich aufstände, zu bringen.

Heinrich wurde blaß. — Sie wird

allein nach dem Bette ihrer Mutter laufen, wird sie nicht finden .... wird diese zärtliche Mutter rufen, und keine Antwort erhalten .... wird sie fordern .... sie suchen ... und immer mit diesen Blumen ....! — Heinrichs Knie wankten; er hielt sich an Elisen. — Unmöglich! rief er, und schleuderte die tödtlichen Waffen, die er schon in der Hand hielt, von sich. — Noch leben wir. — O die Schande, die Schande! Wohl, sie möge kommen, möge mich belasten, ihr werde das Geschäft, mein Schicksal zu enden. Gehe zurück, liebe Elise; gehe, und nimm den Strauß unserer theuren Klara. Ich gebe dir mein Wort, dir zu folgen, allein ich muß mich erst in dieser Einöde sammeln.

Ich dich verlassen, Heinrich! Nein, nicht einen Augenblick.

Du willst nicht — gut, Elise; setzen wir uns denn; meine Seele ist beklemmt.

Elise war ausser sich, und doch wußte sie noch nicht, wie sie sich einer so plötzlich herbeigeführten Veränderung ihrer Lage überlassen sollte. Nach und nach richtete sie, indem sie mit Heinrich sprach, ihre Worte danach ein, und suchte ein unerwartetes Glück mehr zu befestigen, als daß sie daran dachte, sich dessen zu freuen. Ein Schimmer von Hoffnung drang in ihre Seele, als sie plötzlich Geschrei aus der Ferne hörte. Sowohl sie, als der Chevalier horchten auf, dasselbe Geschrei dauerte fort, und wurde von vielen Stimmen wiederholt. Der Lärm breitete sich weiter aus, und Heinrich erblickte alle seine Leute, die in verschiedenen Richtungen durch den Park

liefen, und ihn mit ängstlicher Stimme ruften. Er erkannte Belton, und diesem winkte er, näher zu kommen. Belton sah seinen Herrn, flog zu ihm hin, und rief ganz ausser Athem, sobald er gehört wer= den konnte: — Sir Heinrich, verbergen sie sich, verbergen sie sich. Die Gerichts= personen sind mit Gewalt in ihr Schloß gedrungen, versiegeln alles, und suchen sie mit der größten Frechheit. Einer von ihnen hat mir gesagt, daß sie sie nach London bringen sollten, und da es für einen guten Diener jezt nicht Zeit ist, Winkelzüge zu machen, so kann ich es nicht verhelen, daß sie einen Befehl ha= ben, den Herrn Chevalier nach Kings= bank zu führen. O gerechter Gott! un= sern guten Herrn ins Gefängniß! Wir sind keine zehn, und sie sind ihrer dreis=

sig, aber sagt der Herr Chevalier nur ein Wort, so schlagen wir uns mit ihnen auf Tod und Leben.

Ewiger Gott! Meinen Heinrich ins Gefängniß! sagte Elise. — Die Barbaren! Nein, so weit soll es nicht kommen!

Gute Mylady, lassen sie uns nur machen.

Halt, Belton, rief der Chevalier. Ich verbiete euch, euch auf irgend eine Art in diese Sache zu mischen. Beruhigt meine Leute; ihr seid mir dafür verantwortlich. Laßt uns jezt, und sagt noch nicht, wo ich bin.

Ich es sagen! Lieber Herr, das würde ich nur thun, wenn ich die Erlaubniß erhielte an ihrer Seite zu sterben.

Laßt uns, sage ich, sprach Sommers mit strengem Ton.

Elise stand an einen Baum gelehnt, und erhob ihre Augen zum Himmel. Heinrich nahte sich ihr, und sagte: — das Urtheil ist gesprochen, soll es uns gemeinschaftlich treffen?

Es soll! Mit voller Kraft meiner Seele sage ich es.

Göttliche Freundin! rief Heinrich. Er schloß sie in seine Arme, und nach einigen Augenblicken der feurigsten Hingebung sah Elise Heinrich fest in die Augen, riß sich los aus seiner Umarmung und sprach: — laß uns enden diese grausamen Augenblicke. Ich höre neues Rufen, die Gefahr naht. Dann kniete sie, zu Heinrich gewendet, nieder. — In das Herz will ich getroffen sein, da war mein Leben, seit ich dich kannte. Keinen Augenblick will ich in den Augen meines Hein-

rich entstellt sein, seine lezten Blicke auf seine Elise sollen sie ihm noch so zeigen, wie er sie liebte, und möge eine Thräne seinen Augen entfallen, wenn er weiß, daß Elise ihn nicht mehr hört, ihn nicht mehr sieht .... Lebe wohl, Heinrich!

Sie machte eine Binde aus ihrem Schnupftuch, aber sogleich riß sie diesel= be wieder ab, und sagte: — ich fürchte mich nicht, ich will ihn zum lezten Male sehen. Vergieb, mein Vater, wenn ich noch an ihn denke! ich liebte ihn sehr! —

Heinrich naht sich, seine Hände zit= tern, seine Augen starren. — Da ist er, da ist er! rufen mehrere Stimmen. Ausser sich ergreift Elise ungestüm eine von den Pistolen, die Heinrich in den Händen hält, richtet sie auf ihr Herz, fällt, und umsonst ist ihre Anstrengung,

einen geliebten Namen auszusprechen. — Heinrich stürzt auf sie hin, heftet seine Lippen auf die ihrigen, springt wieder auf, und — geschehen ist der tödtliche Streich!

O Elise! O Heinrich! Unglückliches Paar! Wer könnte hier eure Geschichte ohne innige Rührung lesen! —

Greifswald,
gedruckt bei J. H. Eckhardt.

Inhaltsverzeichniß.

Neckers Charakter und Privatleben S. 1

1. Ueber die Gesetzgebung in Betreff des Getraides ꝛc. ꝛc. 223
2. Das Leben ein Versuch 265
3. Staatsökonomie 266
4. Der Neidische 268
5. Vereinigung der Moral mit der Politik 269
6. Sprichwörtliche Ideen 271
7. Mittelmäßigkeit ebendas.
8. Maaß 272
9. Die Nothwendigkeit 273
10. Das Ich 274
11. Die Rührung 275
12. Buchdruckerkunst 276
13. Die Journalisten 277
14. Die Einbildungskraft 278
15. Die Pralerei ebendas.
16. Schmarotzer = Wörter 279
17. Der Neugierige 281
18. Der Langweilige ebendas.
19. Der Eitle 282
20. Der Geheimnißvolle ebendas.
21. Die Alten 284

22. Der Wille. Bonaparte. 285
23. Unentschlossenheit 286
24. Die List der Unwissenheit auf hohen Posten 290
25. Das Ansehen 294
26. Das Ansehen 296
27. Die Erblichkeit des Throns 300
28. Der Patriotismus 307
29. Ein eifersüchtiger Gott 309
30. Urtheile, die man über sich selbst fället 310
31. Protestantischer Gottesdienst ebend.
32. Ein erlauchtes Opfer 323
33. Geschichte seines Lebens ebendas.
34. Menschenkenntniß 324
35. Trost 325
36. Der in seinen Meinungen schwache Mensch 326
37. Familiengeist 327
38. Schlechte Rechnung 328
39. Schwierigkeiten ebendas.
40. Das Glück der Dummheit 329
41. Der verdrießliche Dummkopf 348
42. Das Lob 351
43. Die Thränen 352
44. Affektation 356
45. Leichtgläubigkeit der Eltern 358
46. Vorwürfe ebendas.
47. Menschenhaß 359
48. Man 365
49. Fehler, die man in Vorzüge verwandelt 367

50. Die Alten. Sprache, die sich nicht für sie schickt 369
51. Fragment über die Uebrichkeiten in den ersten Gesellschaften Frankreichs 370
52. Die Gewohnheit bei den Domestiken 384
53. Der Despot 385
54. Gefährliche Geheimnißbewahrer 385
55. Gewohnheitslachen 386
56. Eigenthümliches Glück des gemeinen Mannes ebendas.
57. Sprache der Madame von Stael 387
58. Von Subalternen muß man nicht zu viel erwarten ebendas.
59. Ueber den ersten Empfang 388
60. Mehr 389
61. Der Ruhm 390
62. Konskription ebendas.
63. Robespierre 391
64. Die Einsamkeit 392
65. Das Wort, guillotiniren ebendas.
66. Mangel des Interesses in dem, was man sagt 393
67. Reine Frömmigkeit 394
68. Wunderliche Forderung 395
69. Kunst, bei Andern angewendet 396
70. Die Freiheit 397
71. Beschäftigung mit sich 402
72. Oeffentliche Meinung 403
73. Der Tod 404
74. Die Liebe und ihre Sprache 405

75. Das entscheidende Urtheil 405
76. Das Lob 406
77. Falscher Schein von Bescheiden=
heit 408
78. Zufriedenheit mit seinem Zustande 409
79. Zweite Ehe 411
80. Der Tod 414
81. Der Tod 415
82. Politische Moral ebendas.
83. Die Moral 416
84. Leute von Erziehung 417
85. Blödigkeit 418
86. Mildthätigkeit 419
87. Dauer des Lebens 420
88. Selbstvertrauen 422
89. Dürftige Geister 423
90. Das Schwankende 424
91. Der Despot 425
92. Der Geschmack in den Manieren 426
93. Seelenschmerzen 428
94. Religiöses Vademekum 429
95. Strenge gegen sich selbst 444
96. Natur 445
97. Oeffentliche Meinung 446
98. Geiz 447
99. Die Mode 453
100. Das Alter 454
101. Die Ewigkeit der Strafen 455
102. Persönlichkeit 456
103. Die Genfer 458
104. Die Genfer ebendas.
105. Staatsökonomie 459

106. Tribunat 460
107. Uebertreibungen 461
108. Die Andern 462
109. Die Anmuth 463
110. Dieselbe Sprache bei entgegen=
gesetzten Gesinnungen ebendas.
111. Gehorsam 465
112. Erbliche Auszeichnungen 466
113. Die Meinung der Gesellschaft 468
114. Gewissensbisse ebendas.
115. Das Betragen Anderer gegen
uns 469
116. Zusatz ebendas.
117. Umstände 470
118. Eheliches Band 471
119. Fragment über die metaphysi=
sche Freiheit 472
Gedankenskizzen 485
1. Ueber den Materialismus ebendas.
2. Erblichkeit 488
3. Das Geheimniß des Selbst 489
4. Sehnsucht ebendas.
5. Neid 490
6. Vertraulichkeit ebendas.
7. Ruhmsucht ebendas.
8. Der Scherz 491
9. Allgemeine Bannsprüche ebendas.
10. Empfänglichkeit 492
11. Die Einbildungskraft 493
12. Ein zweckmäßiger Brief ebendas.
13. Ueber die Reden der Könige von
England 494

14. Die Pairs von England 497
15. Reisen 498
16. Die öffentliche Meinung 500
17. List der Verläumder der Regierung 501
18. Die Alten ebendas.
19. Die Weiber ebendas.
20. Ein Risiko 502
21. Gierde ebendas.
22. Die Revolution ebendas.
23. Ein Werk 503
24. Das Parterre ebendas.
25. Das Schwankende 504
26. Gebrauch in Genf ebendas.
Traurige Folgen eines einzigen Fehltrittes 505

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 10 Z. 5 von unten st. hält l. hällt.
= 15 = 2 v. u. st. ihrer l. seiner.
= 19 = 9 v. oben st. welcher l. welchen.
= = = 6 v. u. st. seinen l. feinen.
= 28 = 4 v. o. st. Generalpächter l. Generalkontroleur.
= 41 = 5 v. o. st. stehenden l. stechenden.
= 47 = 9 v. u. st. Mittelstandes l. bürgerlichen Standes.
= 70 = 2 v. u. st. Mittelstandes l. bürgerlichen Standes.
= 72 = 1 v. u. st. zuwiderlau= l. zuwiderlaufen=
= 81 = 2 v. o. st. unersteigliche l. unersetzliche.
= 93 = 9 v. o. st. eiferſüchtige l. Eiferſüchtige.
= 94 = 9 v. u. st. hätte l. hatte.
= 98 = 4 v. u. st. aus l. uns.
= 99 = 8 v. o. st. denn l. den.
= 118 = 4 v. o. st. als l. oft.
= 128 = 7 v. u. st. ihrem eigenen l. ihr eigenes.
= 145 = 7 v. o. st. Frasen l. Phrasen.
= 154 = 10 v. o. st. ihrer l. ihre.
= 177 = 10 v. o. st. den l. dem.
= 196 = 3 v. u. st. nährte l. näherte.

S. 199 = 8 v. o. st. solchen l. solchem.
= 209 = 6 v. o. st. mußte l. müßte.
= 290 Z. 4. v. u. st. Ränke l. List.
= 291 = 2. v. u. st. derselben l. desselben.
= 293 = 1 v. o. st. den l. dem.
= 304 = 1 v. u. st. mit Individuum l. mit dem Individuum.
= 322 = 7 v. u. st. sehr l. und sehr.
= 333 = 4 v. u. st. den l. der.
= 369 = 1 v. o. st. kommen l. kommen.
= 373 = 8 v. u. st. kommende l. kommender.
= 377 = 9 v. o. st. gehaltenen l. gehaltenem.
= 420 = 4 v. u. st. Welteifer l. Welteifer.
= 437 = 8 v. o. setze man nach Wahrheiten — ausdeuten.
= 448 = 6 v. u. st. seinen l. seinem.
= 464 = 2 v. u. st. fehlt l. steht.
= 471 = 2 v. o. nach noch setze man — so.
= 501 = 6 v. o. st. Gottes l. Grolls.

S. 199 = 8 v. o. st. solchen l. solchem.
= 209 = 6 v. o. st. mußte l. müßte.
= 290 Z. 4. v. u. st. Ränke l. List.
= 291 = 2. v. u. st. derselben l. desselben.
= 293 = 1 v. o. st. den l. dem.
= 304 = 1 v. u. st. mit Individuum l. mit dem Individuum.
= 322 = 7 v. u. st. sehr l. und sehr.
= 333 = 4 v. u. st. den l. der.
= 369 = 1 v. o. st. kommen l. kommen.
= 373 = 8 v. u. st. kommende l. kommender.
= 377 = 9 v. o. st. gehaltenen l. gehaltenem.
= 420 = 4 v. u. st. Welteifer l. Welteifer.
= 437 = 8 v. o. setze man nach Wahrheiten — ausdeuten.
= 448 = 6 v. u. st. seinen l. seinem.
= 464 = 2 v. u. st. fehlt l. steht.
= 471 = 2 v. o. nach noch setze man — so.
= 501 = 6 v. o. st. Gottes l. Grolls.

S. 199 = 8 v. o. st. solchen l. solchem.
= 209 = 6 v. o. st. mußte l. müßte.
= 290 Z. 4. v. u. st. Ränke l. List.
= 291 = 2. v. u. st. derselben l. desselben.
= 293 = 1 v. o. st. den l. dem.
= 304 = 1 v. u. st. mit Individuum l. mit dem Individuum.
= 322 = 7 v. u. st. sehr l. und sehr.
= 333 = 4 v. u. st. den l. der.
= 369 = 1 v. o. st. kommen l. kommen.
= 373 = 8 v. u. st. kommende l. kommender.
= 377 = 9 v. o. st. gehaltenen l. gehaltenem.
= 420 = 4 v. u. st. Welteifer l. Welteifer.
= 437 = 8 v. o. setze man nach Wahrheiten — ausdeuten.
= 448 = 6 v. u. st. seinen l. seinem.
= 464 = 2 v. u. st. fehlt l. steht.
= 471 = 2 v. o. nach noch setze man — so.
= 501 = 6 v. o. st. Gottes l. Grolls.

S. 199 = 8 v. o. st. solchen l. solchem.
= 209 = 6 v. o. st. mußte l. müßte.
= 290 Z. 4. v. u. st. Ränke l. List.
= 291 = 2. v. u. st. derselben l. desselben.
= 293 = 1 v. o. st. den l. dem.
= 304 = 1 v. u. st. mit Individuum l. mit dem Individuum.
= 322 = 7 v. u. st. sehr l. und sehr.
= 333 = 4 v. u. st. den l. der.
= 369 = 1 v. o. st. kommen l. kommen.
= 373 = 8 v. u. st. kommende l. kommender.
= 377 = 9 v. o. st. gehaltenen l. gehaltenem.
= 420 = 4 v. u. st. Welteifer l. Wetteifer.
= 437 = 8 v. o. setze man nach Wahrheiten — ausdeuten.
= 448 = 6 v. u. st. seinen l. seinem.
= 464 = 2 v. u. st. fehlt l. steht.
= 471 = 2 v. o. nach noch setze man — so.
= 501 = 6 v. o. st. Gottes l. Grolls.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Staël, Madame de, 1766-1817 / Necker, Jacques, 1732-1804 / Kleffel, U. L. Gust. S.

Neckers Charakter und Privatleben nebst seinen nachgelassenen Handschriften

Bd.: [2]. Neckers nachgelassene Handschriften. - S. 221 - 654

Leipzig u.a. 1806

Biogr. 838 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065411-5